1,90 DM / Band 650
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 15,-

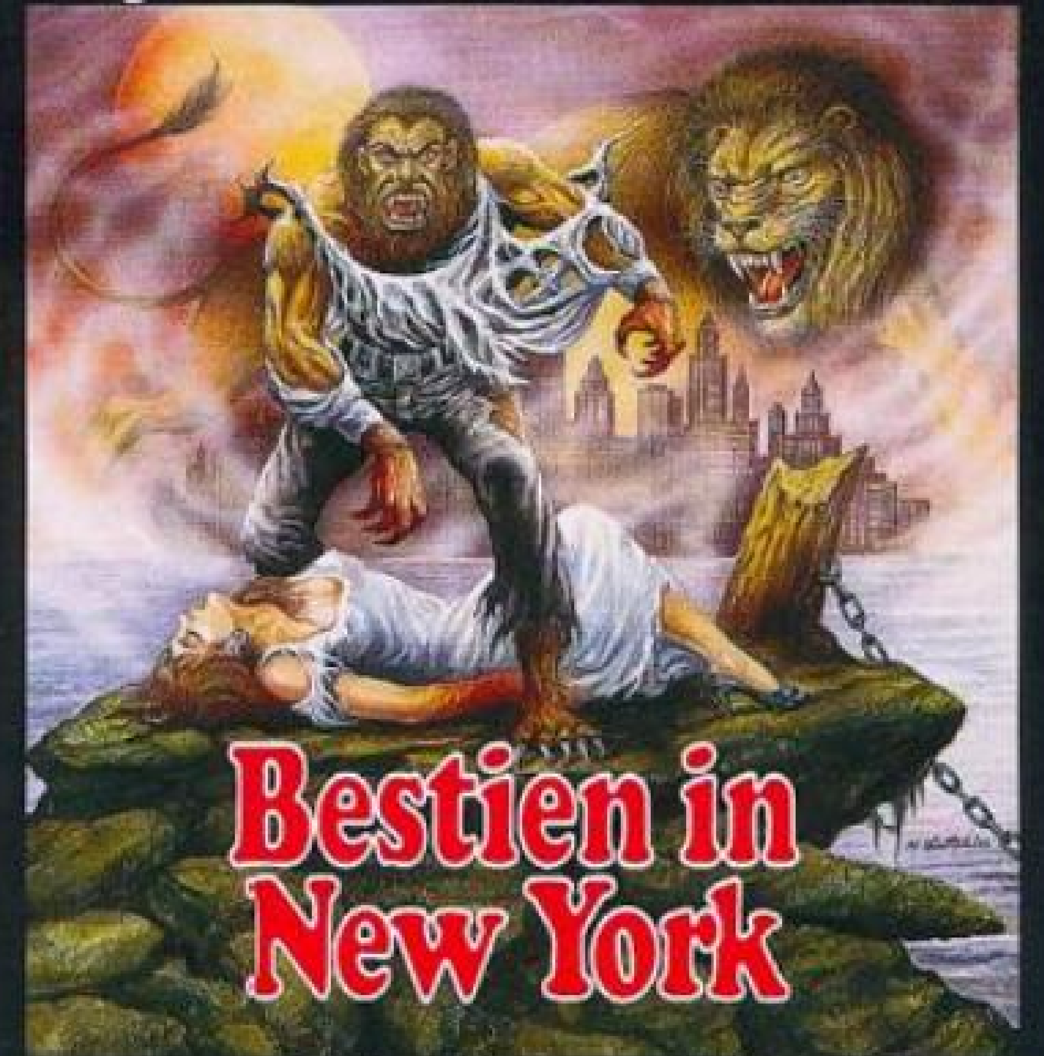
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



# Bestien in New York

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 180




# Bestien in New York

## John Sinclair Nr. 650

## Teil 1/2

***von Jason Dark***

***erschienen am 18.12.1990***

***Titelbild von Nicolai Lutohin***

Sinclair Crew

# Bestien in New York

Es ist schon ungewöhnlich, wenn man gleich von zwei hübschen Frauen zum Flughafen begleitet wird. Mir passierte dies. Jane Collins und Glenda Perkins hatten es sich nicht nehmen lassen, so lange an meiner Seite zu bleiben wie möglich.

Es folgte der Abschied. Küsschen links, Küsschen rechts, keine der beiden kam zu kurz.

Wohin ich fliegen wollte, fragen Sie? Ganz einfach, nach New York, denn dort wollte ich jemanden treffen.

Auch eine Frau, Nadine Berger!

*Vorgeschichte*

Dieses verdammte würgende Geräusch aus dem Telefonhörer klang noch immer in meinen Ohren nach, als ich den Rover herumriss und in die schmale Einfahrt lenkte, die einen Tunnel in das Haus schnitt. Das Würgen war untermalt gewesen von heftigen, keuchenden Geräuschen, schon kein Atmen mehr, obwohl ein Mensch diese Geräusche von sich gegeben hatte.

Jemand hatte mich sprechen wollen, mir seinen Namen genannt und auch seine Anschrift. Mehr nicht. Dann das Würgen, die Angst, das heftige Atmen.

Ich hatte mich in den Rover gesetzt und auch Suko, meinen Freund und Kollegen, mitgenommen, der sich festhielt, als ich den Wagen so scharf herumriss.

»Willst du alle Rekorde brechen, Alter?«

»Nein, nur nicht zu spät kommen.«

»Okay.«

Wir folgten dem Lichtteppich der Scheinwerferstrahlen, die das beleuchteten, was hinter der Einfahrt lag.

Es war der Hof, ein Gelände mit Gebäuden, die aus Werkstatt und Wohnhaus bestanden und eine flache, barackenähnliche Form aufwiesen.

Fenster schimmerten als viereckige Ausschnitte, wenn das Licht der Scheinwerfer darüber hinwegglitt. Menschen sahen wir nicht. Dafür drückte die Hitze.

In der Dunkelheit hatte es sich nur wenig abgekühlt. Die Hitze schien die Menschen erdrücken zu wollen. Das war kein Wetter für mich.

Am Himmel zeigte sich der Mond. Fahlgelb, kreisrund und in die Tiefe glotzend.

Ich hatte den Wagen mitten auf den Hof gelenkt und ihn gestoppt. Zugleich stiegen Suko und ich aus. Ob sich jemand auf dem Gelände aufhielt, konnten wir nicht erkennen. Wenn ja, hielt er sich gut versteckt. Schatten gab es zur Genüge.

Wir schauten uns um. Der Anrufer hatte nur von einem Hinterhaus gesprochen. Fragte sich nur, welches wir betreten sollten. Es gab eines auf der rechten und das andere auf der linken Seite.

Dann hörten wir Schritte, die sich uns schlurfend näherten. Suko drehte sich zur Einfahrt hin. Unter ihrem Bogen zeichnete sich die Gestalt ab.

Mein Freund ging auf sie zu. Die Gestalt wollte fliehen, aber Suko war schneller, hielt sie fest und sprach mit ruhiger Stimme auf sie ein. Ein Mann antwortete ihm.

Ich ging zu den beiden hin und hörte Sukos Frage: »Ist es hier immer so leer?«

Der Mann holte saugend Luft, bevor er redete. »Nein, nicht immer.

Aber die Leute sind verschwunden. Sie haben Angst.«

»Vor wem?«

Der Mann drehte den Kopf und schielte hoch zum Himmel. »Da steht er wieder.«

»Vor dem Vollmond?«

»Richtig.«

Suko lachte leise. »Wie kann man vor einem Vollmond Angst haben? Das begreife ich nicht.«

»Nicht vor ihm, Mister, vor den Folgen. Da drehen manche durch, glauben Sie mir.«

»Wer hier?«

»Cushman!«

Das schien unser Mann zu sein. Einen Namen hatte der Anrufer mir nicht genannt.

»Was tut dieser Cushman?«, wollte ich wissen.

»Er - er schreit, er heult, er dreht hin und wieder durch. Wir können es immer hören, dann flüchten wir.«

»Sagen Sie uns nur, wo wir ihn finden können«, bat Suko.

»In der linken Baracke.«

»Danke.« Suko ließ den Mann los, der einige Schritte zur Seite ging, dann Mut gefasst hatte und seine Frage stellte: »Was - was wollen Sie denn von ihm?«

»Mit ihm sprechen.«

»Und worüber?«

»Gehen Sie lieber«, sagte ich. »Noch eine Frage: Ist er schon einmal gewalttätig geworden?«

»Keine Ahnung.« Der Knabe hatte es plötzlich eilig. Wie ein Irrwisch hetzte er durch die Einfahrt.

Suko schaute mich an. »Was sagst du, John?«

»Bisher nicht viel, Alter. Hier scheinen nur einige Leute Angst bekommen zu haben.«

»Wovor nur?«

»Das werden wir gleich sehen.«

Der Knabe war der Erste gewesen und blieb es auch. Wie leer gefegt war der Hinterhof, in dem wir uns noch einmal umschauten. Dabei streifte mein Blick abermals den Mondkreis und ich dachte an die Worte des Mannes, der dem Vollmond die Schuld für ein verändertes Verhalten gegeben hatte.

Die Tür zum Anbau fand ich an der Seite. Mit der Lampe leuchtete ich sie ab.

Das Ding sah aus, als sei häufig dagegen getreten worden. So viele Macken hatte das Holz. Farbe war kaum noch vorhanden, das Schloss konnte man vergessen. Die Klinke hing traurig nach unten.

Mit dem Fuß drückte Suko die Tür auf. Sie war kaum nach innen

geschwungen, da hörten wir das mir bekannte Geräusch.
Ein heftiges Keuchen und Würgen. Dazwischen Worte, die verstümmelt wirkten.
Suko schaute mich an, ich ihn. »Begreifst du das, John?«
»Nein.«
»Warum quält sich dieser Mann? Warum hat er dich…?«
Ich hörte gar nicht hin, weil ich vorgelaufen war und nach links ging, wo ich eine Tür sah, die nicht verschlossen war. Durch den Spalt drangen die Laute.
Und es fiel auch ein Streifen Licht nach draußen, der auf dem schmutzigen Flurboden einen hellen Flecken hinterließ.
Ich blieb vor der offenen Tür stehen. Das Licht stammte von einer Lampe, die ihren Platz auf einem Schreibtisch oder einem ähnlich hohen Gegenstand gefunden haben musste.
In ihrem Schein an der rechten Seite zeichnete sich der scharfe und schattenhafte Umriss eines Mannes ab. Im Moment war er ruhig, bis auf die normalen Atemzüge.
Ich klopfte nicht, stieß die Tür auf. Suko folgte mir auf dem Fuß, und beide blieben wir wie angewurzelt stehen, denn das Bild, das uns erwartete, war furchtbar.
Cushman saß tatsächlich hinter seinem Schreibtisch, den Arm leicht angewinkelt. Die Hand lag flach auf der Platte. Darunter schimmerte ein heller Bogen Papier.
Beides zusammen - Papier und Hand - waren mit einem Messer auf die hölzerne Schreibtischplatte festgenagelt worden!

***

Ich sah nicht nur das Papier, auch das dünne Blut, das an der Hand entlang nach unten geflossen war und sich auf dem Papier verteilt hatte wie ein rotes Spinnennetz.
Ein normaler Mensch hätte geschrieen oder wäre bei diesen starken Schmerzen bewusstlos geworden. Nicht so dieser Cushman, der wie festgeleimt auf seinem Stuhl saß, Suko und mich anstarrte, aber so aussah, als würde er uns gar nicht sehen.
Ich schätzte ihn etwas älter als mich. Sein Haar glänzte. Dabei sah es aus, als hätte man über die dunklen Locken Öl gekippt. Auch das Gesicht mit dem breiten Mund und den dicken Lippen zeigte einen nassen Film. Die Augen sahen aus, als hätte jemand zwei Glaskugeln in die Höhlen hineingedrückt.
Der Mann sagte nichts. Er schrie auch nicht, sondern schaute uns an, wobei sich der Ausdruck seiner Augen änderte und so etwas wie Hoffnung in ihnen aufleuchtete.
»Cushman?«, fragte ich. Er nickte.
»Mein Name ist John Sinclair. Wenn mich nicht alles täuscht, haben

Sie mich angerufen.«

Er nickte oder deutete zumindest so etwas wie ein Nicken an, bevor sich sein Mund noch mehr in die Breite schob.

Ich ging näher, während Suko an der Tür stehen blieb und mir den Rücken deckte.

Verflucht noch mal, er musste Schmerzen haben. Nicht nur an der Hand. Wenn mir jemand ein Messer in den Handrücken stieß, dann würde ich brüllen vor Schmerzen.

Cushman sagte nichts.

Am Schreibtisch blieb ich stehen. Auf ihm lagen einige Papiere neben Magazinen und Zeitungen.

Ich beugte mich vor und formulierte meine Frage: »Wer war es, Cushman? Wer hat das getan? Können Sie mir eine Antwort geben?«

Diesmal holte er normal Luft. Ohne zu würgen und auch ohne zu schlucken. »Sinclair, das habe ich selbst gemacht. Ich habe mir das Messer durch den Handrücken gerammt. Verstehen Sie? Ich selbst!«

Das musste ich erst verdauen. Mit solchen Leuten hatte ich bisher wenig zu tun gehabt.

»Können Sie mir auch den Grund nennen, Mr. Cushman?«

Er nickte und zog dabei eine Grimasse. Wahrscheinlich verspürte er durch die Bewegung wieder Schmerzen. »Ja, es gibt einen Grund, Sinclair. Einen verdammten und verfluchten Grund. Ich habe mich vor mir selbst schützen wollen.«

»Was?«

»Gehen Sie zum Fenster!«, keuchte er. Als ich zögerte, wiederholte er seine Aufforderung. »Los, Sinclair, gehen Sie schon! Machen Sie schnell! Gehen Sie!«

Ich hob die Schultern und tat ihm den Gefallen. Die Scheibe war zwar schmutzig, hinaussehen konnte ich trotzdem und schaute schräg gegen den dunklen Himmel, der eine Farbe aufwies, die zwischen Schwarz und Blau lag.

»Was sehen Sie?«

»Himmel, Sterne..«

»Das ist mir zu wenig. Was noch?«

»Den Mond.«

Ich fuhr aufgeschreckt herum, als ich sein krächzendes Lachen hörte. »Ja«, sprach er in meine Richtung und meinte auch Suko damit. »Der Mond steht am Himmel. Der verfluchte Vollmond, den ich hasse. Verdammt, ich hasse ihn.«

»Und deshalb haben Sie sich ein Messer durch Ihre Hand gerammt?«, fragte Suko von der Tür her.

»Ja, um mich zu schützen. Ich - ich wollte nicht mehr diese verfluchte Scheiße erleben.« Er heulte fast. Aus seinen Augen rollten Tränen und hinterließen auf den Wangen nasse Spuren.

»Vor dem Mond?«
»Klar, Sinclair, deshalb rief ich Sie an. Vor dem Mond und vor dessen Folgen.«
»Dann sind Sie mondsüchtig?«
»Nein, was anderes.«
Ich war wieder an den Schreibtisch herangetreten und beugte mich über ihn hinweg. »Was würden Sie sagen, wenn ich das Messer aus Ihrer Hand hervorziehe?«
»Ich würde es Ihnen nicht raten!«, keuchte er.
»Warum nicht?«
»Es kann gefährlich sein. Verdammt gefährlich, Sinclair. Ich garantiere für nichts.«
»Aber Sie können doch nicht hier ewig sitzen bleiben und auf das Messer starren.«
»Ich muss es.«
»Machen Sie das immer?«
»Nur wenn der Mond scheint. Es dient meiner eigenen Sicherheit, Sinclair.«
»Okay, Cushman, das akzeptiere ich. Aber weshalb riefen Sie mich an? Was wollten Sie von mir? Warum haben Sie sich mit mir in Verbindung gesetzt? Was sollte ich tun?«
»Sie sollten kommen und sich das ansehen.«
»Okay, jetzt sind wir da. Wir sehen Sie. Nur kann ich mir ihr Verhalten nicht erklären.«
Er überlegte eine Weile, bevor er sagte: »Ich werde Ihnen die Erklärung gleich liefern.«
»Bitte.«
Er atmete durch die breiten Löcher seiner Nase und schnaufte dabei. »Machen Sie es, Sinclair! Ziehen Sie mir dieses verdammte Messer aus der Hand.«
»Warum sollte ich? Sie haben es sich hineingerammt. Sie sollten es auch wieder…«
»Tun Sie es schon, verdammt.«
Ich schaute zu Suko hin, der die Schultern hob. Ihm war es im Prinzip egal.
Dann nickte ich Cushman zu. »Wenn Sie meinen, werde ich Ihnen den Gefallen tun.« Als ich meine Hand um den Griff gelegt hatte, nickte er und sagte: »Ja, Sinclair, das ist ein Gefallen. Sie glauben gar nicht, welch einen Gefallen Sie mir damit tun.«
Für mich sprach der Mann in Rätseln. Bisher konnte ich hinter seinen Worten nichts entdecken. Er war meiner Ansicht nach ein Masochist, allerdings kein Wichtigtuer, denn so einfach rammte man sich kein Messer durch die Hand.
Cushman drehte den Kopf. Sein weißes Hemd klebte durch die

Schweißflecken auf seiner Haut. Auf dem hellen Stoff zeichneten sich noch einige Blutspritzer ab.

»Jetzt!«, keuchte er.

Es fiel mir nicht leicht, aber immerhin leichter als der umgekehrte Vorgang.

Mit einem heftigen Ruck zerrte ich die Klinge aus seiner Hand. Gleichzeitig sprudelte Blut hervor, was ihn allerdings nicht weiter störte, denn aus seinem Mund drang ein langes Seufzen und er schien mir sehr erleichtert zu sein.

Langsam sank sein Oberkörper zurück, bis er die Rückenlehne erreicht hatte. So blieb er sitzen.

Seine Hand war mit der Fläche über den Schreibtisch hinweg nach vorn gerutscht, lag aber noch auf der Kante. Wenn mich nicht alles täuschte, befanden sich mehrere Wunden auf den Rücken. Cushman hatte sich wohl nicht zum ersten Mal auf seine Schreibtischplatte festgenagelt.

»Und jetzt?«, fragte ich.

Er starrte mich an. »Sie - Sie haben es getan!«, flüsterte er. »Sie haben es getan - danke.«

»Es hat mich Überwindung gekostet, aber den Sinn dahinter sehe ich noch nicht.«

»Das werden Sie schon bald merken«, flüsterte er. Cushman schaute an mir vorbei. Er hatte sich so gedreht, dass sein Blick auf das Fenster fallen konnte. Durch die Scheibe konnte er schräg in die Höhe schauen und auch zum Himmel hin, wo das Auge des Mondes stand.

Suko hatte die Tür geschlossen und stand neben mir. Seine Stirn war gerunzelt. Ich kannte ihn.

Wenn er so aussah, kam er ebenfalls nicht klar. Sein Kopfschütteln machte es mir deutlich.

»Wie geht es weiter, Cushman?«, wollte er wissen. »Sollen wir hier die Nacht über stehen bleiben?«

»Geben Sie mir was zu trinken.«

»Wo…?«

Mit der gesunden Hand deutete er auf einen Spind hinter uns an der Wand. »Da ist Wasser.«

Suko öffnete die Tür. Mehrere Flaschen mit Mineralwasser standen dort und auch die entsprechenden Gläser. Suko schenkte ein Glas voll, das Cushman mit zitternder Hand entgegennahm. Er trank in langen Schlucken, den Blick starr über den Glasrand hinweggerichtet.

Mit ihm stimmte einiges nicht. Wir waren auch nicht gekommen, um einfach nur bei ihm zu bleiben. Es musste irgendwie weitergehen, da gab es keine andere Möglichkeit.

Cushman stellte das leere Glas weg. Die Flüssigkeit trieb ihm noch mehr Schweiß aus den Poren, der sein Gesicht in eine glänzende

Fläche verwandelte.

»Wir haben unsere Zeit nicht gestohlen!«, sagte Suko.

»Das weiß ich. Ich will Sie auch nur bitten, noch zehn Minuten bei mir zu bleiben.«

»Das soll reichen?«

»Ja, Mister, es reicht, glauben Sie mir. Es wird reichen, das kann ich Ihnen versprechen.«

»Was passiert dann?«

»Fragen Sie nicht, Sinclair. Seien Sie froh, dass ich mich überwunden habe, Ihnen Bescheid zu geben. Das hätte nicht jeder in meiner Lage getan. Ich habe einen Fehler begangen und kann ihn nicht mehr ausmerzen, wenn Sie verstehen.«

»Noch nicht.«

Er ging nicht auf meine Bemerkung ein, sondern sagte mit sehr ernst klingender Stimme: »Nicht nur ich habe Fehler begangen, nicht nur ich. Daran sollten Sie denken, wenn es so weit ist.«

Suko wurde ärgerlich. »Lassen Sie uns doch nicht ins Leere tappen. Sagen Sie uns endlich, was in der abgelaufenen Zeitspanne geschehen wird! Überwinden Sie sich endlich!«

Cushman ließ sich nicht beirren oder einschüchtern. Er verfolgte seine eigenen Pläne, die damit begannen, dass er sich von seinem Stuhl in die Höhe drückte.

Wir hinderten ihn nicht daran und ließen ihn auch in Ruhe, als er den Schreibtisch umging. Mit sehr schweren Schritten bewegte er sich auf das Fenster zu und hatte es noch nicht erreicht, als er nach vorn fiel. Es sah beinahe so aus, als könnte er nicht mehr stoppen und würde durch die Scheibe fallen.

Rechts und links des Fensters stemmte er sich an der Wand ab und drehte den Kopf so, dass er nach draußen in den dunklen Himmel schauen konnte, wo sich die Gestirne klar und deutlich abzeichneten.

Wenn ich mir ein Messer durch den Handrücken gestoßen hätte, wäre meine Reaktion sicherlich eine andere gewesen. Ich hätte mich nicht mehr auf den Beinen halten können, aber Cushman schien der Schmerz überhaupt nichts auszumachen.

»Ist der Knabe noch normal?«, flüsterte mir Suko zu.

»Sind wir es?«

»Weiß ich nicht.«

»Wir stehen hier herum und warten darauf, dass sich etwas tut. Ich weiß nicht, ob das alles so normal ist. Jedenfalls kann ich es mir kaum vorstellen.«

»Ich auch nicht.«

Die Zeitspanne, die er sich ausgebeten hatte und die wir ihm gelassen hatten, verrann. Für uns viel zu langsam, aber Cushman nahm es hin.

Manchmal bewegte er den Kopf, als wollte er seinem sich schwach

abzeichnenden Spiegelbild zunicken. Dann wiederum drehte er ihn nach rechts oder in die andere Richtung, ohne uns allerdings anzuschauen.

Urplötzlich stand er starr. So unnatürlich steif, dass es uns sofort auffiel.

»Jetzt passiert etwas!«, zischelte Suko.

Noch tat sich nichts. Cushman drückte nur seinen Kopf noch weiter nach vorn, bis er mit der Stirn die Scheibe berührte.

Suko wollte zu ihm, aber ich hielt meinen Freund fest. »Lass ihn, Suko, lass ihn.«

Cushmans Körper begann zu zucken, als würde er von Peitschenschlägen traktiert. Er bewegte auch seinen Kopf und rammte die Stirn gegen die Scheibe. Es war nur eine Frage der Zeit, wann sie zerbrechen würde.

Und sie zerplatzte!

Es klirrte nicht einmal laut. Viel deutlicher war das Geräusch, das sich in das Splittern mischte und aus dem Mund des Mannes in die Stille der Nacht hallte.

Ein unheimlich klingendes, schauriges Heulen, das von einem Tier stammen musste, aber nicht von einem Menschen.

»Verdammt«, rief ich, »das ist…«

Ich brauchte es nicht auszusprechen, denn Cushman fuhr wie von einem Nagel gestochen herum.

Er war dabei, sich zu verwandeln, und er wollte seine zweite Gestalt annehmen.

Die eines Werwolfs!

***

Ich will nicht sagen, dass wir sehr geschockt waren, überrascht allerdings schon. Mir jagten dabei einige Gedanken durch den Kopf, die ich aber zurückstellen musste, weil es mir nicht gelang, sie in die Reihe zu bringen.

Cushman lehnte mit dem Rücken an der Fensterbank. Hinter ihm befand sich das scheibenlose Viereck. Sein Gesicht war in die Breite gegangen, sah aus, als wäre es in seiner Natürlichkeit gesprengt worden. Von der Haut war nur noch eine dunkelbraune Fläche zurückgeblieben, auf der etwas spross, das wie ein Flaum aussah.

Dichte Haare, die sich zu einem Pelz vereinigten, der leicht schimmerte.

Die Nase stand vor, der Mund war zu einem breiten Maul geworden und seine Zähne hatten sich in helle Reißer verwandelt. Wir konnten zuschauen, wie aus den Poren seiner Arme Haare sprossen und sich immer mehr verdichteten, bis sie zu einem Pelz geworden waren.

Von seinen ursprünglichen Händen sahen wir auch nichts mehr. Es

waren jetzt dunkle Pranken!

Auch von seinen Schuhen waren nur noch Fetzen vorhanden. Das andere hatte die Kraft einfach weggesprengt.

Er bewegte seinen Kopf von einer Seite zur anderen. Immer wieder produzierte er Laute, die als wildes Heulen durch den Raum schwangen. Keiner von uns hatte eine Waffe gezogen. Wir wussten den Grund selbst nicht zu sagen, vielleicht trauten wir uns auch nicht, denn der Mensch Cushman hatte mich eingeladen.

Warum sollten wir zuschauen, wie er sich in dieses Monstrum verwandelte? Wollte er etwa, dass wir ihn töteten?

Mit seinen kleinen Augen stierte er uns an. Sie hatten die Form von ovalen Leuchtkugeln, in denen es kalt schimmerte.

Dann sprang er merkwürdigerweise zurück. Die Fensteröffnung war breit genug, um auch den veränderten Körper hindurchzulassen.

Er war schneller als wir. Als ich ihm folgte und Suko den Weg durch die Tür nahm, hatte er sich schon wieder aufgerichtet und floh quer über den Hof.

Es hatte keinen Sinn, ihm nachzuschreien, er würde sowieso nicht stehen bleiben. Ich jumpte nach draußen, kam gut auf und wollte hinter ihm her.

Da verließ Suko die Baracke, huschte um die Ecke und hatte das Glück oder das Pech, dem Werwolf genau in den Weg zu rennen. Cushman stieß sich ab. Wie ein gewaltiger dunkler Klotz segelte er durch die Luft auf meinen Freund zu, um den ich plötzlich Angst bekam. Ich hatte nicht gesehen, dass Suko eine seiner Waffen offen trug, aber er reagierte auch ohne exzellent.

Bevor der Werwolf ihn erreichte und seinen Trieb stillen konnte, tauchte Suko weg, rollte sich über den Boden und konnte mit ansehen, wie die Bestie ins Leere sprang. Sie rutschte dabei auf der staubigen Unterlage weiter, bis sie gegen die Kühlerfront des Rovers krachte und dort sicherlich die Stoßstange verbog.

Suko war schneller auf den Beinen. Er hatte die Peitsche gezogen und einmal den Kreis geschlagen.

Als er zuschlug, schleuderte ich meinen geweihten Silberdolch. Keiner von uns verfehlte die Bestie.

Wie ein Blitz fuhr der Dolch in das dichte Fell. Von der Seite her klatschten die drei Riemen der Dämonenpeitsche gegen die Gestalt und rissen gewaltige Streifen in das dunkle Fell.

Der Werwolf wollte gerade wieder aufstehen. Die Treffer hatten ihn zusammensacken lassen. Der linke Arm und die Pranke lagen noch auf der Motorhaube. Im Zeitlupentempo rutschten sie langsam nach unten, wo sie zu Boden klatschten.

Das war sein Ende.

Suko und ich näherten uns ihm von zwei verschiedenen Seiten und

blieben neben der Gestalt stehen, die sich nicht mehr rührte. Das Fell hatte sich in den vergangenen Sekunden verändert. Es sah alt und sehr grau aus, als wäre es mit Asche überschüttet worden.

»Das war Cushman!«, flüsterte Suko.

»Ja. Nur wissen wir nicht, was er von uns wollte. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass er uns bestellt hat, damit wir ihn töten. Verstehst du?«

Suko räusperte sich. »Solange ich keinen Gegenbeweis erhalte, ziehe ich diese Möglichkeit in Betracht.«

»Sie ergibt keinen Sinn, zum Teufel.«

»John, was ergibt bei unseren Fällen schon einen Sinn. Einige davon sind so unlogisch, dass man schon bald wieder von einer gewissen Logik sprechen kann.«

»Ja, da hast du Recht.«

Mein Freund stieß mich an. »Verdammt, da war doch noch was.« Er überlegte einen Moment.

»Klar, auf dem Schreibtisch, an dem er sich die Hand festgenagelt hatte. Der Brief unter der Handfläche.«

»War es denn ein Brief?«

»Oder ein zusammengefaltetes Blatt Papier. Egal, wir müssen nachschauen.«

Das taten wir auch, und zwar so schnell wie möglich. Suko hatte das Zimmer vor mir erreicht.

Blut bedeckte das Papier. Frisches und altes.

Mein Freund hatte Recht behalten. Es war ein Briefumschlag, den er öffnete. Den Adressaten konnte er nicht mehr lesen. Dunkelrote Blutflecken hatten die Buchstaben unleserlich gemacht.

Suko faltete den Brief auseinander. Er setzte sich dabei hin und hielt das Papier gegen den Lichtschein.

Ich las nicht mit und beobachtete das Gesicht meines Freundes, der das Schreiben nach kurzer Zeit sinken ließ.

»Was ist denn?«

»Lies ihn selbst, John.«

Mir gefiel Sukos Stimme nicht. Sie klang so, als würde da noch etwas auf uns zukommen. Ich veränderte meine Stellung etwas, weil ich ebenfalls Licht haben wollte. Im Gegensatz zu meinem Freund las ich das Geschriebene halblaut vor.

»Ich hoffe, dass dieses Schreiben den richtigen Menschen erreicht, denn es ist meine letzte Chance, da ich mir sonst keinen Rat mehr weiß. Ich habe vor kurzem in den Staaten eine Frau kennen gelernt, die mich faszinierte. Es war in der Nähe von New York, ein wunderschöner Sommerabend. Ich war von dieser Frau begeistert und auch ich war ihr nicht gleichgültig. Es kam, wie es kommen musste. Wir landeten in ihrem Bett und schliefen miteinander. Anschließend

gestand sie mir, dass ich jetzt den Keim in mir tragen würde. Zuerst dachte ich an AIDS, aber es war etwas ganz anderes. Der Keim verwandelte mich, wenn der Vollmond am Himmel stand, in einen Werwolf, in eine Bestie. Es lag allein an der Frau und daran, dass ich mit ihr geschlafen habe. Ich bereue es zutiefst, aber es ist nun einmal geschehen. Ich bin wieder nach London zurückgekehrt und habe mich umgehört, ob es eine normale Heilung für mich geben kann. Das war nicht der Fall. In der Literatur wird nur immer von einer Lösung gesprochen. Wer zu einer derartigen Bestie degeneriert, dessen Doppel-Existenz muss einfach vernichtet werden. Ich habe mich entschlossen, mich vernichten zu lassen, und bin bei meinen Nachforschungen auf den Namen John Sinclair gestoßen. Ich habe ihn angerufen. Hoffentlich gibt mir der Herrgott noch eine Chance. Noch etwas, der Name der Frau lautet Mor…«

Mehr war nicht zu lesen, weil Blutflecken die anderen Buchstaben überdeckten.

»Morgana Layton!«, sprach Suko aus.

Ich ließ den Brief sinken und ihn gleichzeitig los, sodass er auf den Schreibtisch flatterte. Eine kleine Blutlache ließ ihn dort leicht festkleben.

»Sie also!«, flüsterte ich.

»Aber nicht hier, John, in New York.«

»Ja, ich weiß. Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als nach New York zu fliegen und dort Morgana Layton zu suchen. Das ist unsere Chance, das war der Hinweis.«

»Du weißt doch, wie groß New York ist.«

»Klar, aber wir haben Freunde dort. Ich werde mich mit Abe Douglas in Verbindung setzen. Er soll schon recherchieren. Möglicherweise ist Cushman nicht der Einzige, den es erwischt hat. Wenn sich die Layton in der Stadt aufhält, wird sie sich bestimmt an Männer herangemacht haben. Auch sie muss ihrem Trieb gehorchen und sie steht unter Fenris' Knute. Ich nehme an, dass es zu einem Teil ihres Plans gehört, sich Männer auszusuchen und mit ihnen ins Bett zu gehen, um ihnen den Keim einzupflanzen. Wenn ich daran denke und mir die Möglichkeiten ausrechne, schüttelt es mich.«

»Und nicht zu Unrecht«, sagte Suko. »Bisher haben sich die Opfer der Werwölfe nur verwandelt, wenn sie gebissen wurden.«

»Darf ich mal zynisch sein?«

»Bitte.«

»Auch Werwölfe gehen mit der Zeit«, erklärte ich bitter. »Die Vampire haben es ihnen mit Mallmann an ihrer Spitze vorgemacht. Er ist derjenige, der sogar gegen geweihtes Silber immun ist. Wir müssen eben umdenken.«

»Leider.«

Ich stieg in den Wagen. Die Leiche konnten wir nicht hier auf dem Hof liegen lassen, also machte ich unseren Bereitschaftsdienst mobil. Natürlich war keiner begeistert, aber Job ist Job.

Ich setzte mich quer und ließ die Beine aus dem Wagen baumeln. Von der Nachbarschaft hatte niemand etwas mitbekommen. Vielleicht hatten die Menschen auch nichts sehen wollen. Wie dem auch war, auf uns rollte einiges zu…

***

Knapp zwei Stunden später schloss ich meine Wohnungstür auf, Suko dabei im Schlepptau. Wir beide waren ziemlich erledigt, befanden uns allerdings in einem Zustand, wo keiner schlafen konnte, denn wir fühlten uns zu aufgekratzt.

Ich öffnete die Fenster, um die muffige, schwülwarme Tagesluft zu vertreiben. Es war endlich etwas kühler geworden und wir freuten uns über jeden Luftzug.

»Was willst du trinken?«

»Und wenn du mich schlägst, John, in diesem Fall löscht ein Bier am besten den Durst.«

»Okay, ich auch.«

Aus der Küche holte ich die beiden kalten Flaschen und zwei Gläser. Gemeinsam ließen wir das Bier in die Gefäße gluckern und schauten zu, wie der Schaum hochstieg.

Beide hoben wir mit müden Bewegungen die Gläser an, tranken uns zu und wirkten ratlos.

»Wann bestellst du die Tickets?«, fragte Suko schließlich.

»Keine Ahnung.«

»Das hört sich an, als wolltest du nicht fliegen.«

Ich leerte das Glas und schenkte mir nach. »Nun ja, von nicht fliegen wollen kann keine Rede sein. Es geht mir um etwas anderes. Kann ich denn sicher sein, dass sich Morgana Layton noch in New York aufhält?«

»Wo willst du sonst mit der Suche beginnen?«

»Keine Ahnung.« Ich drehte das Glas zwischen meinen Fingern. »Vielleicht wäre es auch besser, nach gewissen Spuren zu suchen, die Morgana hinterlassen hat.«

»Wie meinst du das denn?«

»Menschen finden, die ein ähnliches Schicksal erlitten haben wie Cushman.«

Suko sprach nicht dagegen. »Daran habe ich auch schon gedacht, wenn ich ehrlich sein soll. Nur wird nicht jeder so handeln wie Cushman und sich mit uns in Verbindung setzen, wenn du verstehst, was ich meine. Die meisten halten sich bedeckt. Einige werden möglicherweise nicht einmal unter ihrem Schicksal zu leiden haben

und sich an die neue Gestalt gewöhnen. Ich weiß es nicht, ich bin da wirklich überfragt, Suko. Dieser Fall sieht mir mehr nach reiner Polizeiarbeit aus: Spuren suchen, Fragen stellen und ein Körnchen zu dem anderen tragen, um daraus einen Sandhaufen zu bauen.«

Er hob die Schultern. »Möglicherweise finden wir im Umfeld des Toten eine Spur.«

»Das wäre schön.«

»Wir nehmen uns das in einigen Stunden vor.« Mein Freund reckte sich. »Trotz allem und auch trotz der verfluchten Schwüle will ich mich noch hinlegen.«

»Tu, was du nicht lassen kannst.«

»Und was ist mit dir?«

»Ich lege mich auch flach.«

Suko stand auf, ich blieb sitzen. Als er schon an der Tür stand und zum Abschied winken wollte, meldete sich das Telefon. Suko blieb natürlich da. Er schaute zu, wie ich abhob und mit müder Stimme einen Knurrlaut in den Hörer schickte.

Zwei Sekunden später klebte ich fast mit dem Kopf an der Zimmerdecke, so hastig war ich hochgesprungen. »Noch mal, bitte. Wer bist du? Habe ich richtig gehört?«

»Ja, John, ich bin es tatsächlich.«

»Nadine!«, stöhnte ich und vor meinem geistigen Auge erschien eine fremde Welt. Ich sah den Schädel des Riesen Brân, in dessen Maul Nadine verschwunden war und sich so für mich geopfert hatte, damit ich mein altes Aussehen zurückerhielt und nicht mehr als Greis durch die Gegend lief.

Nadine Berger, die Wölfin, war danach verschwunden geblieben. Keiner wusste genau, wo sie sich befand. Wir vermuteten sie auf der Nebelinsel Avalon, wo sie durch den Zauberkessel hatte gehen wollen, um ihre eigentliche menschliche Gestalt zurückzubekommen. Dieser Kessel war ein besonderer magischer Ort. Wer ihn als Lebender betrat, verließ ihn wieder als Toter. Wer ihn aber als Toter betrat, konnte die Rückkehr als Lebender antreten.

Nadine hatte ihn durchschreiten wollen, um ihre Wolfsgestalt wieder zu verlieren.

»Bist du noch da, John?«

»Und ob.«

»Das ist gut…«

»Hör mal, Nadine, eine Frage zuvor, was auch geschehen sein mag. Von wo aus rufst du an?«

»Aus New York!«

Mir wäre fast der Hörer aus der Hand gefallen. Aber nicht nur, weil ein Schweißfilm zwischen ihm und meiner Hand lag, allein Nadines Antwort trug daran die Schuld.

Schon wieder New York! Von Nadine Berger zur Wolfsmagie und damit zu den Werwölfen war es kein sehr weiter Weg. Gab es da einen ursächlichen Zusammenhang zwischen ihr und diesem Cushman, der uns um Hilfe gebeten hatte?

»Hast du Avalon verlassen können?«

»Ja, ich kam von der Nebelinsel weg.«

»Da kann ich dir nur gratulieren.«

»Über Einzelheiten möchte ich dich später informieren, John. Ich will nur, dass du nach New York kommst, und zwar allein. Ich möchte dich hier treffen.«

»Nur um mich zu sehen?«

»Nein, es geht um Werwölfe. Ich habe eine Spur aufnehmen können, John. Sie ist heiß.«

»Ich glaube auch.«

»Wie sagst du?«

»Schon gut, vergiss es. Darf ich dich trotzdem noch etwas fragen, Nadine?«

»Ich weiß schon, John, was du willst. Aber keine Sorge, der Zauberkessel hat mich wieder zurückverwandelt. Ich bin wieder die Nadine Berger, die du einmal als Filmschauspielerin kennen gelernt hast. Gibt dir das jetzt Mut, zu mir zu kommen?«

»Da fragst du noch?«

»Wann wirst du fliegen?«

»So rasch wie möglich. Ich kann dir keine genauen Zeiten sagen, aber wenn du mir eine Adresse…«

»Nein, ich warte am Flughafen. In einem Motel habe ich mich eingemietet. Du wirst mich sehen, John, so wie ich dich sehen werde.« Sie senkte ihre Stimme. »Ich freue mich, John…«

»Ja, ich mich auch.« Als ich den Hörer auflegte, hörte ich Schritte. Suko kam langsam auf mich zu.

»War es wirklich Nadine?«, fragte er.

»Ja. Ihre Stimme ist so einprägsam. Sie ist nicht nachgemacht worden.«

»Und sie will, dass du nach New York kommst?«

»Es geht um Werwölfe.«

Suko schüttelte den Kopf. »Das kann ich fast nicht begreifen. Ist es ein Zufall?«

»Schicksal, Suko. Das muss einfach Schicksal sein. Eine andere Erklärung habe ich nicht.«

Er nickte. »Ja, da fügt sich etwas zusammen, das irgendwann einmal zerrissen wurde. Wir können nur hoffen, dass Nadine dich auf die Spur der Morgana Layton führt.«

»Darauf wird es im Endeffekt hinauslaufen. Davon bin ich überzeugt. Ich glaube schon, dass wir jetzt eine große Chance haben, die nicht an

uns vorbeilaufen sollte.«

»Wann fliegen wir?«

»Nicht wir, Alter, nur ich. Nadine hat darauf bestanden, dass ich allein komme.«

Suko grinste breit und wissend. »Aha, sie will wohl wieder die alten Zeiten auferstehen lassen oder?«

»Das glaube ich nun nicht. Hier geht es um mehr. Außerdem musst du die Stellung in London halten, Suko. Hier hat schließlich alles angefangen.«

»Ja, das stimmt.«

Ich stand auf und ging kopfschüttelnd an die Bar. Der Anruf hatte mich aus dem innerlichen Gleichgewicht gebracht. Ich tat es zwar selten, aber diesmal brauchte ich einfach einen härteren Schluck.

Ein doppelter Whisky war genau die richtige Medizin.

Suko schaute zu, wie ich trank. »Willst du noch immer den Rest der Nacht verschlafen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein«, krächzte ich, weil der Whisky brannte, »das nicht mehr. Ich werde telefonieren. Die Fluggesellschaften arbeiten rund um die Uhr.«

»Okay, gute Reise.« Er kam auf mich zu und klatschte seine Hand gegen meine erhobene. »Bestell schöne Grüße in New York. Ich werde hier die Augen offen halten.«

»Das hoffe ich, Alter.«

Das war die Vorgeschichte zu meinem New-York-Trip, der sich verzögert hatte, weil zwei Maschinen völlig ausgebucht waren. Deshalb konnten auch Glenda und Jane von meinem Plan erfahren und sie ließen es sich nicht nehmen, mich zu verabschieden.

Ich aber stieg mit einem unguten Gefühl in die Maschine. Denn außer Nadine Berger wusste ich nicht, was mich in der Stadt zwischen Hudson und East River erwartete…

***

Adnan Trevayne hatte es geschafft, sich in den tiefen Wäldern zu verbergen und seinen Häschern zu entkommen. Mehr als einmal hatte sein Leben auf der Kippe gestanden, doch mit Glück und Scharfsinn war ihm die Flucht gelungen.

Aufgegeben hatten sie nicht, denn so leicht gaben die Bullen keine Ruhe. Nicht grundlos hörte er immer wieder das Geräusch der Hubschrauber über dem dichten Baumbewuchs. Aber um die Wege und Hütten erkennen zu können, hätten die Bullen schon Röntgenaugen haben müssen.

Sein Pech, dass er drei von ihnen auf dem Gewissen hatte. Wenn es einen aus der Gruppe erwischte, wurden die anderen immer sauer und brachten 200-prozentige Leistungen.

Er hatte sich nach Virginia abgesetzt und dort in den dichten Wäldern ein Versteck gefunden. Leider wussten das auch die Bullen und jagten Trevayne, den Cop-Killer, erbarmungslos.

Eine halb eingestürzte Jagdhütte diente ihm seit zwei Tagen als Versteck. Da sich das Motorengeräusch der Hubschrauber immer öfter wiederholte, musste er einfach damit rechnen, auch hier nicht mehr sicher zu sein. Deshalb hatte er einen neuen Plan gefasst. Er wollte den Tag noch abwarten und bei Einbruch der Dunkelheit die Hütte verlassen. Es war zwar Vollmond und deshalb verhältnismäßig hell, aber Trevayne empfand die Zeit trotzdem als gut, denn er fühlte sich so super wie seit langem nicht mehr. Er war gut drauf, und wenn ihm einer an den Kragen wollte, konnte er zu einer wahren Kampfmaschine werden.

Auf seiner Flucht hatte er sich nicht mehr rasieren können, deshalb spross in seinem Gesicht der Bart so dicht wie ein Fell. Er gehörte zu den dunkleren, indianisch aussehenden Typen, hatte die Geschmeidigkeit und auch die Reaktion eines Raubtiers, wobei noch sein Instinkt für Gefahren hinzukam.

Trevayne hatte eine harte Ausbildung in der Army hinter sich, hätte dort auch Karriere gemacht, aber er hatte an das schnelle Geld kommen wollen und war den Weg des Verbrechens gegangen.

Durch mehrere Unfälle war er an knapp 100000 Dollar herangekommen, aber er war beim Letzten unvorsichtig geworden, hatte fliehen und schießen müssen.

Drei Cops waren auf der Strecke geblieben. Im Kugelhagel waren sie zusammengebrochen. Danach hatte ihn dann diese Frau aufgegabelt, ein Wahnsinnsweib. Bis heute war ihm noch nicht klar, ob sie möglicherweise von seinen Taten gewusst hatte. Wenn auch, diese beiden langen Liebesnächte hatten sich unauslöschlich in sein Gedächtnis eingeprägt. Und verraten hatte sie ihn auch nicht.

Aber er hatte weiter gemusst. Die Frau verstand es. Mit einem Lächeln auf den Lippen und den Worten: »Du wirst noch an mich denken«, hatte sie ihn verabschiedet.

Hinein in eine Welt der Wälder, aber auch der Straßensperren und Fahndungsplakate. Er hatte sich wie ein Tier gefühlt, das endlich seine rettende Höhle erreicht hatte.

Virginia gehört zu den Südstaaten der USA. Entsprechend heiß sind die Sommer. Dieser hier war es besonders. Sonne und Hitze waren wie ein Ball aus Glut, der sich einfach nicht vertreiben ließ. Der Himmel explodierte in dieser gleißenden Helligkeit und die Sonne schleuderte ihre Hitze auf die Erde.

Er wartete auf die Dunkelheit.

Noch sah er die Sonne in ihrer rot gewordenen Färbung. Sie würde weiterwandern und sehr bald verschwunden sein.

Moskitos, Mücken und anderes Getier schwirrten durch die dichten Wälder. Manchmal hatte sich Trevayne durch einen regelrechten Dschungel kämpfen müssen. Seine Kleidung sah dementsprechend aus, was ihm jedoch nichts ausmachte. Zu trinken hatte er genug, denn immer wieder traf er auf kleine Bäche, die das Gelände durchschnitten.

Trevayne hatte es sich in der halb verfallenen Hütte bequem gemacht, hockte auf dem Boden, die Beine ausgestreckt, und lehnte mit dem Rücken an der Wand.

Wenn er den Kopf anhob, konnte er durch das Loch in der Decke schauen, es bildete dort einen verfaulten Kranz. An den Enden und Resten der Dachlatten wuchs das feuchte Moos wie eine grüne Schicht.

Die Luft stand, war stickig und heiß und wurde vom Summen der Mücken erfüllt.

Trevayne rauchte, hielt die Augen halb geschlossen und konzentrierte sich auf seine Umgebung, die ruhig geworden war, Wenn ihn Geräusche erreichten, wurden sie von Tieren verursacht, das konnte er schon genau heraushören.

So wartete er auf die Dunkelheit, brütend in der Hitze, in Gedanken versunken.

Der Rest seiner Beute steckte in einem breiten Gürtel, der unter der Kleidung verschwunden war. Es waren etwas mehr als 30000 Dollar. Damit konnte man schon für eine Weile untertauchen.

Trevayne wunderte sich am meisten über sich selbst, dass er daran nicht so oft dachte. Vielmehr ging ihm der Anblick dieser Frau nicht aus dem Kopf. Zwei Tage hatte sie ihn nur beherbergt und sie hatte bei ihm einen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Nie zuvor war ihm das passiert und er hatte sehr viele Frauen gehabt. Alle Rassen, eine besser als die andere, aber diese Weiße war einfach Spitze gewesen.

Und sie hatte mit ihrer Prognose Recht behalten. Er dachte sehr oft an sie, fast öfter, als ihm lieb war und ihm gut tat. Immer wieder sah er das Bild vor seinen Augen, wie sie auf dem breiten Bett gelegen hatten und sich umklammert hielten.

Der reine Wahnsinn war das gewesen. Vom Absturz in die Hölle war er geradewegs in das Himmelreich hineingeschleudert worden.

Ob es jemals ein Wiedersehen mit ihr gab? Dazu musste er erst einmal den Bullen entkommen, was nicht so einfach war, denn das Geräusch des über ihm fliegenden Hubschraubers riss ihn aus seinen erotischen Gedanken. Sofort verschwand seine entspannte Haltung. Jetzt glich er wieder dem Raubtier, das sich in die Enge getrieben fühlte.

Er stand auf und ging näher auf das Loch in der Decke zu. Direkt

darunter blieb er stehen, legte den Kopf zurück und schaute in den rötlichen Himmel.

Er hörte die Maschinen nur, sah sie aber nicht, weil die dichten Kronen der Bäume ihm die Sicht nahmen. Der Lautstärke nach zu urteilen mussten sie sich in seiner unmittelbaren Nähe bewegen.

Das hatte ihn sonst nicht sonderlich aufgeregt, an diesem Tag jedoch war es anders. Da spürte er zum ersten Mal ein gewisses Unbehagen und sein Instinkt sagte ihm, dass es jetzt besser war, die Hütte zu verlassen.

Was er bei sich trug, befand sich an seinem Körper: die Maschinenpistole, der schwere Colt-Revolver und das Fallschirmspringermesser, alles Waffen, die er schon des Öfteren eingesetzt hatte..

Er musste sich ducken, um durch die schmale Tür nach draußen gehen zu können. Bäume und Unterholz boten ihm Deckung, die er auch ausnutzte, bevor er den schmalen Pfad erreichte.

Das Geräusch über ihm blieb.

Trevaynes Sorgen wuchsen. Da sich der Hubschrauber nicht entfernte, ging er davon aus, dass sie seine Spur gefunden hatten. Er konnte sich nicht daran erinnern, einen Fehler gemacht zu haben.

Wie war es den Bullen nur gelungen, ihn aufzuspüren?

Er schlug sich weiter durch den Wald. Insekten umschwärmten ihn. Das ewige Summen fiel ihm auf den Geist. Längst hatte er es aufgegeben, nach ihnen zu schlagen.

Irgendwann erreichte er sumpfiges Gelände, dann stand er plötzlich vor einem breiten Tümpel, dessen Wasser dunkelgrün aussah, weil es von zahlreichen Algen durchsetzt war.

Dieser kleine See hätte auch weiter südlich nach Florida gepasst, aber Trevayne befand sich noch in Virginia, wo es zum Glück keine Alligatoren gab und er sich nun eine schmalere Stelle aussuchte, um den Tümpel zu überqueren.

Er schaffte es auf toten Baumstämmen, die so im Untergrund feststeckten, dass sie sein Gewicht aushielten und nicht wegrutschten, wenn er darüber schritt.

Um ihn herum gluckerte und schmatzte es. Das Wasser warf oft Blasen. Hin und wieder schoben Frösche ihre breiten Mäuler neugierig aus der Oberfläche hervor.

Trevayne behielt die Nerven. Ohne nasse Füße zu bekommen, konnte er den Tümpel überqueren.

Wieder schluckte ihn die Dichte des Waldes. Das Astwerk der mächtigen Bäume hatte eine zweite Haut aus Moos, Efeu und anderem Grünzeug bekommen.

Mit der MPi schlug er sich den Weg frei, der manchmal fast zugewachsen war.

Der Hubschrauber blieb in der Nähe, und die Sonne sank immer tiefer, sodass die Schatten länger wurden. Sie dienten Trevayne ebenfalls als Deckung.

Nach einer Stunde Marsch legte er eine Pause ein, weil er das Verlangen nach einer Zigarette spürte.

Er nahm auf einem Baumstumpf Platz, rauchte in der hohlen Hand und merkte, dass selbst der Glimmstängel feucht schmeckte.

Feucht war hier eben alles und so fluchte er still in sich hinein.

Als hinter ihm etwas knackte, fuhr er blitzschnell herum, zog seinen Revolver - und grinste scharf, als er das Warzenschwein erkannte, dass sich ebenso vor ihm erschreckt hatte und fluchtartig wieder verschwand.

Trevayne verdammte den Sommer mit seiner grellen Sonne, die überhaupt nicht verschwinden wollte. Er brauchte die Dunkelheit, weil er an eine Straße gelangen wollte. Sich durch den dichten Wald zu schlagen hätte zu lange gedauert.

Im letzten Licht der noch in den Wald einfallenden Sonne setzte er seinen Weg fort. Er wusste, in welche Richtung er gehen musste. In seiner Uhr befand sich ein Kompass. Sein Ziel lag im Westen.

Dort führten die Straßen entlang, die auf den Highway mündeten.

Er konnte ja nicht immer durch das verfluchte Gelände stolpern. Irgendwann lichtete sich der dschungelähnliche Wald und Trevayne hatte einen doppelten Grund, tief durchzuatmen.

Erstens war seine Sicht besser geworden und zweitens hörte er auch das Geräusch des Hubschraubers nicht mehr. Die jagenden Bullen mussten aufgegeben haben.

Seine Vorsicht blieb trotzdem. Er bewegte sich sehr behutsam voran, immer bereit, sofort zu handeln und praktisch aus der Situation heraus zu einem kugelspeienden Monstrum zu werden.

Die typische Hügellandschaft des Staates Virginia umgab ihn. Diese herrlichen *rolling hills,* die an manche Landstriche in Mitteleuropa erinnerten, wie Trevayne wusste, denn er hatte sich einige Jahre auf diesem Kontinent herumgetrieben.

Er wusste nicht genau, wie viel Zeit er im Wald verbracht hatte, jedenfalls atmete er auf, als er ihn endlich verlassen konnte. Er trat hinaus auf eine Bühne, die nur aus Landschaft bestand, in der er sich ziemlich klein vorkam.

Vor ihm lagen die zahlreichen Hügel und Täler wie gemalt. Nicht nur die Sonne war noch zu sehen, auch schon der Mond. Er stand dort, wo die Schatten eine Farbe zwischen dunkelgrau und hell zeugten.

Trevayne sah schräg vor sich und auch tiefer liegend das Band einer Straße, die auf ihn wirkte wie ein staubiger Streifen. Sie hätte sein nächstes Ziel sein müssen.

Er ging nicht hin.

Etwas anderes hatte den Mann in seinen Bann gezogen. Trevayne spürte, wie in seinem Innern eine Unruhe hochstieg, die er bisher nicht gekannt hatte. Wenigstens nicht auf seiner bisherigen Flucht.

Er konnte sich die Unruhe nicht erklären, dachte darüber nach, womit sie zusammenhing, und gelangte zu dem Resultat, dass ein fremder Körper etwas abstrahlte, das ihn so stark überfiel.

Die logische Erklärung jedenfalls fand er nicht, aber er bewegte seinen Kopf und schaute schräg gegen den Himmel, wo sich der blasse Kreis abmalte.

Es war der Mond!

Ausgerechnet, dachte der Mann. Wieso gerade er? Was hatte er mit dem Mond zu tun? Er war nie in seinem Leben mondsüchtig gewesen, hatte darüber nur lachen können, wenn andere dieses Thema anschnitten, aber jetzt kam ihm der Erdtrabant vor wie ein guter Freund, der ihm zuzuwinken schien.

Über Adnan Trevaynes Körper glitt ein Schauder. Er kam ihm vor wie eine kalte und gleichzeitig schweißfeuchte Hand, die seinen Rücken entlangstrich. Sogar die Kopfhaut wurde von ihr erfasst und Trevayne fand einfach keine Erklärung.

Doch der Mond lockte ihn. Seine Scheibe verwandelte sich zum Spiegelbild seiner Gefühle. Der knochenharte Killer war nicht mehr er selbst, etwas anderes hatte die Kontrolle über ihn bekommen.

Er ging weiter.

Seine Schuhe schleiften durch das dichte Gras. Auf dem Untergrund waren die Schritte kaum zu hören. Den Blick hielt er weiterhin in die Höhe gerichtet, als hätte er Angst, dass der Mond verschwinden könnte.

Noch deckte ihn hohes, dichtes Gestrüpp. Je mehr er sich der Straße näherte, um so übersichtlicher und auch deckungsloser wurde das Gelände.

Nie hätte sich Trevayne so auffällig bewegt. So etwas wäre ihm überhaupt nicht in den Sinn gekommen, doch in diesen Momenten sah er nur den Himmel und den Mond.

Seine Flucht, seine Verfolgung, die zahlreichen Polizisten, das lag alles so weit zurück. In den letzten Minuten war ihm etwas anderes viel wichtiger.

Er ging wie ein Schlafwandler oder ein Mondsüchtiger der Straße entgegen. In der Phase zwischen Hell und Dunkel war die Luft noch einmal sehr klar geworden. Sie wirkte beinahe gläsern und eine Gestalt wie die des Killers zeichnete sich überdeutlich dort ab.

Er ging wie auf dem Präsentierteller, während in seinem Innern ein regelrechter Austausch stattfand.

Als er die Straße erreichte, übersah er den Graben, trat hinein und knickte nach vorn. Er kroch an der anderen Seite wieder aus ihm

hervor und stellte sich auf die Fahrbahn, auf der noch die letzten dunkelroten Strahlen verglühten.

Über ihm der Himmel - und der Mond!

Trevayne spürte, wie er zitterte. Er verspürte keine Kopfschmerzen, aber in seinem Schädel brauste es und er hatte das Gefühl, als würde er jeden Augenblick von der Straße abheben und dem Mond entgegenfliegen.

Die MPi war ihm zu schwer geworden. Er ließ sie von der Schulter rutschen. Sie fand neben ihm Platz.

Adnan Trevayne kniete und schaute gegen den dunklen Himmel. Blass leuchtete ihm das eine Auge entgegen. Ein Locken war dies, ein verzweifeltes Schauen und gleichzeitig eine Begrüßung, die ihn innerlich aufwühlte.

War das das Blut, das wie ein gewaltiger Wasserfall durch seine Adern rauschte und in seinem Kopf die Echos hinterließ? Oder erreichte ihn die Botschaft aus dem Bereich des Alls, wo der Mond seinen Platz gefunden hatte?

Früher hatte er die Strahlen nie gespürt. Das war nun anders geworden. Obwohl der Mond noch nicht seine volle Farbe erreicht hatte, kam sich Trevayne vor, als könnte er in dessen Strahlen baden.

Sie schmeichelten ihm, sie trafen sein Gesicht, die streichelten seinen Körper wie mit zahlreichen Händen und sie waren einfach überall zu finden. Der Strahlenschleier schien sich einzig und allein auf ihn zu konzentrieren. Etwas Unerklärliches, Wunderbares war geschehen, und so fühlte sich der hartgesottene Killer auch.

Dass er einen Teil der Beute an seinem Leib verborgen hielt, störte ihn nicht mehr. Das war unwichtig geworden. Ebenfalls seine nähere Umgebung, für die er keinen Blick mehr hatte.

Dabei hätte er lieber hinschauen sollen, denn er war seinen Jägern schon längst in die Falle gegangen.

Sie hatten ihn entdeckt, sie hatten ihn verfolgt und sie waren dabei sehr raffiniert vorgegangen. Es war ihnen gelungen, ihre gesamte Routine auszuspielen, und plötzlich steckte er in der Falle. Nichts ging mehr, aber das kümmerte ihn nicht.

Etwa zwanzig Polizisten lauerten in der Nähe. Die Fahrzeuge hatten sie in der nahen Umgebung versteckt, wo sie von den dichten Buschreihen verdeckt wurden.

Starke Ferngläser waren ebenso auf das Zielobjekt gerichtet wie die Mündungen der Gewehre.

Sie hätten auch geschossen, aber das Verhalten des Killers hatte sie zögern lassen.

Keiner der Männer wusste, wie er sich so etwas erklären sollte. Da kamen sie einfach nicht mit, das war verrückt, und sie konnten über derartige Dinge nur den Kopf schütteln.

Der Mörder kniete auf der Fahrbahn, ohne sich zu rühren. Nur den Kopf hielt er leicht erhoben und schaute in den Himmel. Was ihn dort interessierte, wussten die Polizisten nicht. Aber es sah so aus, als würde er den Mond anstarren, um von ihm eine entsprechende Antwort auf gewisse Fragen zu erhalten.

Die beiden Einsatzleiter unterhielten sich per Sprechfunk und beide gaben ihre Ratlosigkeit deutlich zu.

»Angriff?«

»Nein, nicht direkt.«

»Du willst ihn lebend, Jack?«

»Und ob. Er hat zwei meiner Leute auf dem Gewissen. Zwei Kollegen, denk daran.«

»Okay, wie machen wir es?«

»Weiterhin an ihn heranschleichen. Wenn er so hocken bleibt, packen wir ihn.«

»Over!«

Die beiden Männer brauchten nicht mehr länger zu reden. Sie kamen auch so klar.

Die Befehle wurden flüsternd weitergegeben. Jeder der Polizisten sollte Bescheid wissen, keiner durfte einen Fehler begehen. Insgeheim waren die Männer froh, dass es unter Umständen unblutig ablaufen würde. Das Schicksal ihrer drei Kollegen stand ihnen noch deutlich genug vor Augen.

Die Polizisten zogen den Ring enger. Sie bewegten sich dabei über den Boden wie Rekruten in der Ausbildung. Nur klappte das bei diesen Männern hier besser, denn sie gehörten einem Einsatzkommando an, das auf Action getrimmt war.

Sie kamen auch gut voran und das Opfer auf der Straßenmitte rührte sich nicht vom Fleck. Breitbeinig kniete der Mann. Er kam ihnen vor wie in Trance und schien nichts anderes sehen zu wollen als den grauen Himmel mit dem Mond. Selbst seine Maschinenpistole hatte er zur Seite gelegt.

Kein Beamter wurde von ihm gesehen. Unentdeckt konnten sich die Männer dem Straßengraben nähern, was sie selbst nicht begriffen, aber sie machten das Beste daraus.

Wieder flüsterten die Einsatzleiter in ihre Geräte. »Sollen wir in fünf Sekunden angreifen, Jack?«

»Ist okay.«

»Dann überlasse ich es dir.«

»Danke. Ich kriege ihn lebend.«

»Das wäre super. Over!«

Die Zeit verging. Innerhalb der kurzen Spanne waren die Männer des ersten Rings alarmiert worden, damit sie sich auf die Lage einstellen konnten.

Adnan Trevayne aber kümmerte sich nicht darum. Er sah nur den Mond, er genoss dessen Licht und auf seinem Gesicht zeichnete sich ein verklärter Zug ab.

Urplötzlich waren sie da!

Die Umgebung detonierte ebenso wie die Blendgranaten, die von den Polizisten geworfen wurden.

Stimmen schrieen durcheinander. Waffen waren durchgeladen worden. Ein Gewehrlauf traf den Kopf des Knienden und schleuderte den Mann zur Seite.

Zu dritt stürzten sie sich auf ihn.

Einer setzte sich auf Trevaynes Beine, ein anderer drückte ihm eine Mündung gegen die Stirn und fuhr ihn mit heiserer Stimme mehrmals an, sich nur nicht zu bewegen.

Der Dritte hielt bereits die Handschellen fest. Er schlug einen Ring aus »Versehen« gegen das Gesicht des Killers, der sich überhaupt nicht rührte und sich auch dann nicht wehrte, als ihn harte Fäuste auf den Rücken rissen.

Dann schnappten die Handschellenringe wie die Mäuler von Klapperschlangen zu.

Das Aus für den Mörder!

***

Die Jagd war beendet, sie hatte besser geklappt, als angenommen worden war, und durch die Reihen der Männer strömte Erleichterung, als sie Adnan Trevayne vor sich liegen sahen, um den sie einen Kreis auf der Straße gebildet hatten.

Er war entwaffnet worden und hatte nicht mehr die geringste Chance zur Flucht.

»Drei Toten reichen auch«, sagte Jack Everett, der grauhaarige und schnauzbärtige Einsatzleiter, als er sich bückte und Trevayne auf den Rücken drehte.

Die beiden starrten sich an.

Der eine von oben, der andere von unten. Everett war kein Psychologe, er versuchte trotzdem herauszufinden, in welch einem Zustand sich dieser Mörder befand.

Eigentlich hatte er damit gerechnet, in ein hasserfüllt verzogenes Gesicht zu schauen, doch was ihm da entgegenblickte, hatte mit dem Begriff Hass nichts mehr zu tun.

Es war mehr eine gewisse Gleichgültigkeit. Ja, dieser Mörder sah ihn gleichgültig an und auf seinen Lippen zeichnete sich sogar ein gewisses Lächeln ab, als hätte er die Jagd gewonnen und nicht die Männer in den Kampfuniformen.

Dieser Ausdruck irritierte Everett. »Kommst du dir jetzt als Sieger vor?«, fragte er.

»Vielleicht!«
»Das wird dir vergehen, Killer. Auch du wirst noch weinen und jammern, wenn du auf dem elektrischen Stuhl sitzt. Du weißt doch, dass in gewissen Staaten die Killer wie du noch geschmort werden.«
»Kenne ich.«
»Dann freu dich schon darauf. Erst der Prozess, der schnell gehen wird, danach die Todeszelle, wo du auf den Zeitpunkt wartest, angeschnallt zu werden. Ich sage dir noch etwas.« Er bewegte seinen ausgestreckten Zeigefinger von oben nach unten. »Gnadengesuche kommen so gut wie nicht vor bei Cop-Killern.«
»Was soll's?«
Die Antwort verwirrte Everett. Er hatte schon manchen Killer gestellt und die unterschiedlichsten Reaktionen erlebt. Von wahren Tobsuchtsanfällen über Selbstmordversuche bis hin zu einer unnatürlichen Lethargie.
Aber diese Reaktion hatte er noch nie erlebt. Das war auch keine Gleichgültigkeit oder kein sich Aufgeben, das war etwas völlig anderes. Everett konnte es nicht erklären. Oder hatte dieser Mensch noch einen Trumpf im Ärmel?
Er wies seine Leute an, sich in der näheren Umgebung umzuschauen, weil er ganz sichergehen wollte.
Einige Bewacher blieben zurück und die sahen das Gleiche wie auch der Einsatzleiter.
Das Gesicht des Killers zeigte eine ungewöhnliche Farbe. Über der Haut lagerte ein Schatten, der dort eigentlich nicht hingehörte, und es war auch kein Grund vorhanden, um den Schatten auf das Gesicht zu zeichnen. Dennoch lag er dort.
»Gefällt dir was nicht?«, fragte der Killer.
Everett strich über seinen grauen Oberlippenbart. »Ich weiß nicht so recht, Killer, aber etwas ist doch schon anders. Ich kann es nicht begreifen.«
»Was?«
»Deine Augen.« Everett wusste selbst nicht, weshalb er dies sagte, aber der Ausdruck in den Pupillen des Killers hatte ihn tatsächlich gestört, denn er konnte nach seiner Meinung nicht mehr mit dem Begriff menschlich umschrieben werden.
Die Pupillen hatten einen ungewöhnlichen Glanz angenommen. Er war sehr hart geworden, auch nicht mehr menschlich, als würde ihn ein Tier anschauen.
Dunkel und gelblich zugleich. So etwas war dem Mann noch nie passiert. Er gab auch zu, dass der Ausdruck ihm Unbehagen einflößte, wenn nicht sogar Furcht.
Everett hatte sich während seiner Beobachtungen entschlossen, den Killer so rasch wie möglich loszuwerden. Trevayne sollte

abtransportiert werden, nur weg aus dieser Gegend. In einem Hubschrauber ins Bezirksgefängnis.

Everett stand auf und nickte seinen Männern zu. »Wenn die anderen zurückkehren und nichts gefunden haben, können wir den Helikopter rufen, damit uns diese Person aus den Augen kommt.«

Der gleichrangige Kollege sprach ihn an. »Du willst tatsächlich den Helikopter nehmen?«

»Ja und ich fliege mit.«

»Gut. Ich halte es nicht für gut. Dieser Transport birgt ein Risiko in sich.«

»Ich nehme mehrere Männer mit. Die besten. Wenn wir zu dritt sind und Trevayne gefesselt ist, kann nichts schief gehen. Dafür garantiere ich.«

»Steck deine Ziele nicht zu hoch, Jack!«

»Ach was, ich packe das schon.«

Die Polizisten kamen sehr bald zurück. Gefunden hatten sie nichts, auch keinen Helfer, der Trevayne möglicherweise hätte befreien können. Es war alles glatt gegangen.

»Dann rufe ich den Helikopter.« Everett ging auf die entsprechende Frequenz. Der Hubschrauber war in der Nähe gelandet, allerdings durch Buschwerk gut gedeckt.

Adnan Trevayne lag nach wie vor rücklings auf der Straße, den Blick gegen den Mond gerichtet, und lächelte. Er wusste es besser, viel besser…

***

Die Rotorblätter drehten sich weiter, als die Männer Trevayne hochzerrten und auf den Hubschrauber zuschleiften. Der Wind fuhr gegen ihre Gesichter und ließ die Kleidung flattern, als sie sich geduckt der mächtigen Maschine näherten.

Der Pilot hatte den Einstieg bereits geöffnet. Er saß auf seinem Sitz und schaute den Kollegen entgegen, die Trevayne zwischen sich genommen hatten und auf den Helikopter zudrückten.

Everett ging einige Schritte hinter ihnen. Er wollte auf dem Sitz des Copiloten Platz nehmen.

»Alles klar, Sir?«

Everett stieg als Letzter ein. »Das sehen Sie doch. Wir haben ihn ohne Blutvergießen stellen können.«

»Gratuliere.«

Der Einsatzleiter hämmerte die Tür zu. »Nicht zu schnell, mein Freund. Erst wenn er hinter Gittern sitzt, können Sie mir die Hand reichen. Zuvor haben wir noch eine Strecke zu fliegen.«

»Sie packen das schon, Chef!«

»Okay, starten Sie!« Everett hatte sich angeschnallt. Als der

Hubschrauber abhob, drehte er sich halb um.

Der Killer saß in der Mitte. Sehr eng neben ihm die beiden Bewacher. Es waren wirklich die Besten, gut ausgebildete Männer, die sich hervorragend verteidigen konnten. Was sie bewachten, war so sicher wie in Abrahams Schoß.

Zudem war der Gefangene noch mit Handschellen gefesselt. Nach menschlichem Ermessen konnte da nichts schief gehen. Trotzdem blieb das ungute Gefühl.

So etwas hatte Everett noch nie erlebt. Als alter Profi lagen zahlreiche Festnahmen hinter ihm, sie waren fast immer gut verlaufen, nicht grundlos nannte man ihn auch den Menschenjäger. Aber diese Sache war noch nicht gelaufen. Das meldete ihm sein Innerstes, da musste er noch einige Male nachpacken.

Der Pilot flog einen Bogen um den Einsatzort. Unten packten die Männer zusammen. Alles war okay, sie konnten verschwinden und wieder ihrem normalen Job nachgehen.

Sie flogen in die Dunkelheit der allmählich hereinbrechenden Nacht. Everett hatte die Beine so gut ausgestreckt wie möglich, schaute gegen die dunklen Wolken und sah darin auch den bleichen, runden Mond stehen. An ihm hatte der Mann ein so reges Interesse gezeigt, was Everett nicht begreifen konnte.

Sie würden vielleicht zwanzig Minuten fliegen, um das Ziel zu erreichen. Unter ihnen glitt die hügelige Landschaft dahin. Es gab nur wenige Orte in dieser Gegend, dafür mehr Wald und hin und wieder kleine Seen, die wie fahle Augen mit ihren Oberflächen zu ihnen herauf grüßten.

An die Geräusche des Motors hatte sich der Einsatzleiter längst gewöhnt.

An das Stöhnen nicht!

Und gleichzeitig hörte er hinter sich auch einen Fluch. Er drehte sich um.

Noch saß Trevayne in der Mitte, er konnte nicht freikommen, aber er blieb auch nicht still. Genau in dem Augenblick, als Everett ihn anschaute, bäumte er sich auf, öffnete seinen Mund und gab ein Heulen von sich, das nichts Menschliches mehr an sich hatte.

Er schrie nicht, er brüllte und keuchte. Zwar versuchten die Männer ihn festzuhalten, doch gegen seine Kräfte kamen sie nicht an. Er rammte die Arme in verschiedene Richtungen weg, wuchtete seine Ellbogen in die Leiber der Bewacher, die bleich geworden waren.

Dann zersprang die Kette der Handschellen. Sie fetzte weg, weil der Mann mit den Kräften eines Superhelden ausgerüstet zu sein schien. Und dann war er frei.

Der Schrei verdoppelte sich in seiner Lautstärke. Trevayne beugte sich vor und mit Entsetzen erkannte Everett, dass sich dieser Mann

verändert hatte.

Sein Gesicht gehörte keinem Menschen mehr, es war die Schnauze und die Fratze eines Werwolfs.

Everett war mit seinen beiden Jungen mal in einem derartigen Film gewesen. Da hatte sich ein Teenager in eine Bestie verwandelt, und das Gleiche geschah hier.

Plötzlich spritzte Blut. Mit einem Schlag seiner scharfen Pranke war es dem Veränderten gelungen, das Gesicht des rechten Bewachers zu zerfetzen.

Der andere wollte seine Waffe ziehen. Er kam nicht dazu, denn die Bestie biss ihm in den Hals.

Blutend und mit zerfetzter Kehle blieb der Mann sitzen und rührte sich nicht mehr.

Der andere Mann wischte sich Blut aus dem Gesicht, als ihn die Pranken zu fassen bekamen.

Sie wühlten sich in sein Haar, hielten den Kopf fest, bevor sie ihn zur Seite rammten.

Der Mann prallte mit der Stirn gegen einen Haltegriff. Für ihn war es das Ende.

Dies alles hatte sich innerhalb von Sekunden abgespielt. Der Pilot musste fliegen und sich konzentrieren. Er schaute nach vorn, fragte aber Everett, was da hinten los war.

»Die Hölle, Mann!«, keuchte der Einsatzleiter. Er hatte seine Waffe ziehen können, sich losgeschnallt und sich auf seinem Sitz so gedreht, dass er in den Rückraum des Helikopters zielen konnte.

Er drückte ab.

Die Bestie mit ihrer zerfetzten Kleidung und der pelzigen Brust war gar nicht zu verfehlen. Die Kugel schlug dort ein, wo bei einem Menschen das Herz schlägt. Sie blieb im Körper stecken. Eigentlich rechnete Everett damit, dass der Killer erledigt war, doch das stimmte nicht, denn der Treffer schien ihn eher noch wütender gemacht zu haben. Plötzlich warf er sich nach vorn, und zwar so schnell, dass Everett nicht mehr zu einem zweiten Schuss kam.

Dafür sah er noch den Schlag und spürte auch dessen Wirkung, als ihm die Krallen die Haut auf dem Handrücken zerfetzten und seine Finger plötzlich in Blut schwammen.

Automatisch ließ er den Revolver los und kümmerte sich mehr um seine Verletzung. Genau das hatte die Bestie im Rückraum nur gewollt. Jetzt konnte sie ihn packen.

Die beiden Bewacher störten sie nicht mehr. Leblos hingen sie zu beiden Seiten neben ihm. Blutverschmiert waren ihre Gestalten und gerade der Anblick des Blutes reizte die Bestie noch mehr.

Sie kam über Jack Everett wie ein tödlicher Orkan, kümmerte sich nicht um das Schreien des Piloten, der Mühe hatte, sich auf das

Fliegen zu konzentrieren, während neben ihm eine fürchterliche Tat begangen wurde.

Er hörte Jack Everett nicht einmal röcheln, merkte aber den scharfen Luftzug, als es der Bestie gelungen war, die Tür aufzustoßen. Im nächsten Augenblick flatterte ein lebloser Körper dem Erdboden entgegen und verschwand zwischen dem Geäst einiger dicht stehender Bäume.

Zurück blieb der Pilot!

An ihn wandte sich der Mörder. Er drehte sich fast gemächlich zu dem entsetzten Mann um, der nicht fähig war, sich zu bewegen. Wie angenagelt hockte er auf seinem Platz, flog automatisch und sah die Armbewegung des Werwolfs, als er in die Tiefe deutete.

Der Mann begriff.

Landung!

Schwer sacke der Hubschrauber durch, was der Bestie nicht gefiel, denn sie griff nach der rechten Schulter des Piloten und drückte so hart zu, dass es den Mann schmerzte. Aber er hatte begriffen.

Ohne zu zögern senkte er den Helikopter zur Landung.

Es war nicht einfach, weil er eine freie Fläche suchen musste. Sehr dicht glitt er über die Gipfel der Wälder hinweg und schaffte es, die Maschine zwischen zwei Waldstücken aufzusetzen.

Ein Ruck ging durch den Helikopter, als die Kufen aufsetzten. »Und jetzt?«, keuchte der Mann.

Eine Antwort erhielt er nicht. Der Werwolf drückte den Ausstieg auf, trat ins Freie und drehte sich noch einmal um. In seiner Hosentasche steckte noch eine Handgranate, die er einem seiner Bewacher abgenommen hatte. Davon wusste der Pilot nichts.

Er war mit sich selbst beschäftigt und bekam auch nicht mit, wie die scharf gemachte Handgranate in den Innenraum hineinrollte - und detonierte.

Der Pilot sah noch einen Blitz, mehr nicht.

Plötzlich entstand dort, wo der Hubschrauber gelandet war, eine gewaltige Feuerwolke, umschwebt von dunklem Qualm, der aussah wie Tücher, die immer mehr auseinander flatterten und trotzdem ihre wolkenartige Form behielten.

Gegen den Luftdruck war auch die Bestie nicht gefeit. Nur warf er sie nicht um. Sie konnte sich auf den Beinen halten, rannte nur noch schneller und war wenig später in den tiefen Wäldern verschwunden.

Bis zu einer kleinen Lichtung gelangte sie. Dort hielt sie an und ließ sich fallen.

Sie richtete den Kopf in die Höhe.

Über ihr schwebte der Mond. Er sah so aus, als würde er von mehreren Bändern gehalten.

Und einen Moment später wehte ihm ein unheimliches Heulen

entgegen, ein Gruß der Bestie an den Kraftspender.

Das Heulen blieb für eine Weile. Als Echo rollte es über die Bäume hinweg.

Als es verklungen war, blieb die Bestie noch sitzen. Nicht weil sie dem Ton nachlauschen wollte, es war ein anderer Grund, der sie an den Boden fesselte.

In seinem Hirn vernahm der Werwolf eine menschliche Stimme, die Stimme einer Frau.

»Ich habe dir doch gesagt, dass wir noch voneinander hören werden. Jetzt gehörst du mir, mein Freund…«

***

New York!

Mal wieder, dachte ich, denn in der letzten Zeit hatten mich einige Fälle in die Stadt an der Ostküste der Staaten geführt. Was mich jetzt erwartete, wusste ich nicht. Mir war nur eines klar: Ich würde sie wiedersehen, Nadine Berger. Nicht in der Gestalt einer Wölfin, sondern in der eines Menschen.

Mein Gott, ich war aufgeregt. Fast den gesamten Flug über hatte ich mir dieses Wiedersehen vorgestellt, wie es wohl ablaufen könnte. Wie würde Nadine aussehen? Hatte sie sich verändert? War sie viel älter geworden oder hatten ihr die Zeiten, in denen sie sich als Wölfin bewegte, nichts ausgemacht?

Nur sie wusste, dass ich in New York eintraf. Nein, doch nicht. Sicherheitshalber hatte ich noch meinen Freund Abe Douglas angerufen, einen G-man, mit dem ich oft genug zusammengearbeitet hatte und dem ich hundertprozentig vertrauen konnte.

Er würde sich zurückhalten, hatte allerdings die Order erteilt, dass man mich nach der Landung durch einen anderen Zugang schleuste und keinen Anstoß an meinen Waffen nahm.

Ich hatte versucht zu schlafen. Ohne großen Erfolg.

Damals hatte sich Nadine Berger für mich geopfert und den sicheren Hort der Familie Conolly verlassen, vor allen Dingen Johnny, mein Patenkind, für das sich die Wölfin verantwortlich gefühlt hatte. Ich war ihr ungemein dankbar, denn wäre sie nicht in das Maul des Riesen Brân hineingegangen, wäre ich weiterhin als sehr alter Mann umhergelaufen und hätte meine Arbeit nicht mehr fortsetzen können.

Jetzt schien sie Hilfe zu benötigen. Ich wusste natürlich nicht, um was es ging, konnte mir aber vorstellen, dass sie nicht gerade ein Freund der Werwölfe war. Zudem hatte sie durch ihr langes Dasein in der Veränderung viel an Informationen erhalten, was die Werwölfe anging. Sie wusste jetzt sicherlich mehr über Fenris, den Götterwolf, über Morgana Layton, seine Dienerin, und auch über die Verbindung der beiden zu der geheimnisvollen Königin von Saba.

Wenn sie sich jetzt tatsächlich in irgendwelchen Schwierigkeiten befand, war es einfach meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, etwas dagegen zu tun.

So sah ich es, nicht anders.

Nadine hatte sich am Telefon nicht ausgelassen, aber grundlos rief sie nicht an.

Ich saß am Fenster und konnte in die Tiefe schauen. Unter mir lag der gewaltige Komplex des Airports, ein Areal und eine Stadt für sich, wo alle internationalen Maschinen landeten.

Dass ich in den vergangenen Minuten mein Verhalten geändert hatte, war auch meinem Nebenmann aufgefallen. Er schielte mich von der Seite her an.

»Schiss?«

Ich hob die Schultern. »Kaum.«

Der junge Jeanstyp, ganz auf cool und locker gemacht, strich sanft über seine kunstvolle Frisur.

»Das müssen sie easy nehmen, Meister, immer nur easy.«

»Danke für den Tipp.«

»Ich fliege eben öfter.«

»Bin früher auch mehr geflogen.«

Er schob seinen Kaugummi hin und her. »Ach ja? Wohin denn, wenn ich fragen darf.«

»Von einer Schule zur anderen.«

Den Witz wollte er nicht verstehen. Vielleicht war er auch sauer, wenn ein anderer die Witze machte und nicht nur er. »Vergiss es, Scherzkeks!«, fuhr er mich an.

Ich sah es locker und schaute zu, wie wir einschwebten. Meine Gedanken waren bei Nadine.

Bestimmt war sie schon da und wartete. Sie hatte in der Nähe ein Zimmer genommen.

Ich bekam leichte Schweißhände, was nicht an der etwas unruhigen Landung lag, sondern an meiner inneren Erwartung, auf Nadine Berger zu treffen.

Nadine, der Filmstar!

Ja, bei den Dreharbeiten zu einem Film hatte ich sie kennen gelernt und wir waren uns damals auf Anhieb sympathisch gewesen.

Die Maschine rollte allmählich aus.

Es war wie immer. Das Aufatmen der Passagiere, hier und da Applaus.

Einige konnten nicht schnell genug aus der Enge herauskommen und stauten sich am Ausgang.

Ich sah meinem Nebenmann nach, der ebenfalls so schnell wie möglich verschwand. Verabschiedet hatte er sich von mir nicht. Das war mir auch egal. Geruhsam stand ich auf und verließ als einer der

Letzten den großen Vogel.

Vor mir lag die riesige Halle. Sonnenstrahlen fielen gegen die Scheiben und spiegelten sich dort.

Manchmal wurden wir auch geblendet.

Sicherheitsbeamte überwachten uns mit Argusaugen. Mich pflückte man heraus. Ein lebender Kleiderschrank baute sich vor mir auf und fragte nach meinem Namen.

»Hat Mr. Douglas Sie geschickt?«

»Ja, Sir.«

»Dann gehe ich mit Ihnen.«

Ich wurde über einen anderen Weg geschleust und sah den grinsenden Blondschopf des G-man, der sofort mit beiden Händen abwinkte, als er mich entdeckte. »Ich bin gar nicht hier, John.«

»Ach ja?«

»Wenigstens nicht dienstlich.«

»Ich eigentlich auch nicht.«

Wir schüttelten uns die Hände. Dass ich Abe Douglas ins Vertrauen ziehen konnte, stand fest. Mit Fakten konnte ich ihm nicht dienen, sprach von Vermutungen und davon, dass sich der Fall möglicherweise um Werwölfe drehte.

Abe verzog das Gesicht und nahm dabei eine leicht bleiche Farbe an.

»Nimm es nicht wörtlich, ich weiß es nämlich nicht. Ich sage nur, dass es sein kann.«

»Aber du informierst mich?«

»Sicher.« Ich zog fröstelnd die Schultern hoch, denn die Klimaanlage sorgte für eine fast schon widerliche Kälte. Der Schweiß auf meiner Stirn schien zu Eis gefroren zu sein.

»Dann alles Gute«, wünschte mir der G-man. »Und wenn du Zeit findest, grüße deine Familie.«

»Mach ich.«

Abe Douglas ließ mich gehen. Derselbe Kleiderschrank, der mich abgeholt hatte, brachte mich auch wieder weg. Dann verschwand er nach einem militärischen Gruß.

Ich stand allein.

Nein, nicht allein, denn um mich herum wogten die Menschen in der großen Halle.

Ich schaute in zahlreiche Gesichter, sah so ziemlich alle Hautfarben und hatte große Mühe, mich zu orientieren, denn die Person, auf die es mir ankam, sah ich nicht.

Die meisten Menschen hasteten an mir vorbei. Wenn sie sehr schnell gingen, verschwammen ihre Gesichter. Da wurden sie zu hellen Streifen und die Körper zu dunklen Schatten, aus denen das Geräusch der aufknallenden Hacken überlaut hervortönte.

Ich drehte mich auf der Stelle.

Anscheinend stand ich im Weg, denn mehr als einmal wurde ich angerempelt. Hektik umgab mich wie ein nie abreißender Kreisel, der sich immer mehr verdichtete, sodass ich bald völlig den Überblick verloren hatte. Neben mir tauchte eine dicke, grell geschminkte Frau auf, deren Sommerhut mit seinem breiten Rand über mein Kinn streifte und plötzlich schief saß.

Statt sich über die eigene Dummheit zu ärgern, meckerte die Frau mich an.

»Pardon.«

Sie hastete weiter. Ich drehte mich wieder um - und hörte hinter mir eine Stimme.

»So ist New York, John. Daran musst du dich einfach gewöhnen. Willkommen in den Staaten…«

Es war ihre Stimme, es war Nadine und plötzlich wurde der Schauer auf meinem Rücken zu Eis.

Dann drehte ich mich langsam um…

***

Ich wusste nicht, was ich in diesen Augenblicken denken oder sagen sollte, meine Kehle war einfach zu. Ich schaffte es nicht, irgendwelche Worte zu produzieren und die Zeitspanne von zwei Sekunden wurde für mich zu einer kleinen Ewigkeit.

Dann hatte ich die Drehung hinter mich gebracht. Sie stand da, ich stand da und wir schauten uns an.

Es ging Nadine ebenso wie mir. Auch sie konnte nicht sprechen, obwohl ihre Lippen zuckten. Uns beide wühlten die Erinnerungen auf, aber wir sprachen nicht darüber. In unseren Augen war davon zu lesen. Von meinem Magen her strömte der Druck in die Höhe und setzte sich in der Kehle fest.

Hatte sie sich verändert?

Es war schwer zu sagen. Auch ich kam mir nicht verändert vor. Jedenfalls schaute ich auf eine moderne junge Frau mit rötlichen Haaren, die zu einer modischen Frisur aufgesteckt waren.

Was um uns herum geschah, bekamen wir nicht mit. Es hätte jemand ein Messer ziehen und mir in aller Seelenruhe in die Seite rammen können. Das wäre mir zu spät aufgefallen.

Einen flüchtigen Gedanken verschwendete ich an die Conollys. Wenn Sheila, Bill und vor allen Dingen Johnny die Frau hätten hier stehen sehen, ich hätte einiges dafür gegeben, um zu erfahren, was sie fühlten. Sicherlich erging es ihnen ähnlich wie mir.

»Nadine…«

Meine Worte hatten den Bann gebrochen, denn ich bekam von ihr Antwort. Dabei sprach sie ebenfalls meinen Vornamen aus, dann gingen wir jeder einen kleinen Schritt, der ausreichte, um uns in die

Arme fallen zu können.

Seit Jahren wieder spürte ich ihren echten Körper und strich nicht mehr durch das Fell, auch wenn es noch so glänzend gewesen war und sich so wunderbar angefühlt hatte.

Stattdessen glitten die Haarsträhnen durch die Lücken zwischen meinen Fingern. Ich roch die Frische, ich spürte ihren Körper und die Zeit, die Nadine als Wölfin verbracht hatte, schien es gar nicht gegeben zu haben. Sie war vergessen - aus, vorbei.

Sie hatte mich direkt gerettet, ich hatte ihr indirekt das eigentliche Aussehen und Leben zurückgegeben. Sie war in Avalon als lebendiges Wesen durch den Kessel gegangen und hatte ihn nicht als Tote verlassen, sondern als Mensch.

Hinein als Wölfin - als Mensch wieder in unsere Welt gelangt. Das genau war es.

Ich hörte sie sprechen, als sich ihre Hände auf meinen Schultern bewegten. »Ich bin so froh, John, dass du mich nicht im Stich gelassen hast und gekommen bist. So froh…«

»Ja, Nadine, ja. Ich denke, dass jetzt alles gut wird. Alles geht wieder wie sonst.«

»Das will ich auch.«

Dann gingen wir und sie nahm meine Hand. Es war Zufall, dass ich einen Blick auf einen Mann erwischte, der nicht weit entfernt stand und breit grinste.

Abe Douglas hatte meine Spur nicht verloren und war mir gefolgt.

Wir waren zwar beide in New York nicht zu Hause, aber ich ließ mich gern von ihr führen, denn sie kannte sich hier besser aus als ich. Nadine hatte davon gesprochen, in der Nähe des Airports zu wohnen, und das stimmte auch.

Der Expressway begann dort, wo die Parkplätze lagen. Riesige Areale für abzustellende Wagen.

Nadine war ohne gekommen. Wir kletterten in eines der gelben Taxis und ließen uns zum South Ozone Park bringen, wo Nadine wohnte.

An der Schleife zum Nassau Expressway mussten wir abbiegen. Von dort war es nicht mehr weit bis hin zur kleinen Motelanlage. Jeder Bau hatte schallsichere Fenster, sonst wäre der Lärm der startenden und landenden Maschinen nicht zu ertragen gewesen.

Die Erbauer hatten sich Mühe gegeben und eine kleine Grünanlage geschaffen.

Ich entlohnte den Driver. Über einen Weg schritten wir auf die Reihe der Häuser zu. Rote Bauten mit flachen, dunklen Dächern. Vor dem kleinen Restaurant, das der Rezeption angeschlossen war, schleuderte ein Springbrunnen Wasser in die Höhe.

In New York war es nicht weniger heiß als in London. Auch Nadine hatte sich entsprechend angezogen. Sie trug ein T-Shirt und eine kurze

Hose aus glänzendem Stoff.
Den Schlüssel trug sie bei sich. Als Erster trat ich über die Schwelle und freute mich, als ich in die Kühle hineingehen konnte. Das Zimmer war mit hellen Möbeln ausgestattet. Eine weitere Tür führte vom schmalen Flur aus in einen Schlafraum, an den sich die Nasszellen anschlossen.
»Nicht schlecht«, sagte ich und schleuderte mein Jackett über eine Stuhllehne.
»Stimmt. Man kann mieser wohnen.«
»Wie kommst du denn klar?«
»Was meinst du, John?«
»Finanziell.«
Nadine hob die Schultern. »Recht gut sogar. Du weißt, dass ich früher als Filmschauspielerin nicht wenig verdient habe. Da ich schon immer sehr gut rechnen konnte, habe ich einen Teil des Geldes angelegt. Es bringt mir gute Zinsen. Ich kann mich wirklich nicht beklagen.«
»Da bin ich froh.«
»Was zu trinken?«
»Ja, ein Wasser, wenn du hast. Und danach möchte ich gern duschen. Ist das okay?«
Nadine nickte mir lächelnd zu. »Und ob das okay ist, John. Richtig okay.«
Komisch, es war tatsächlich wie früher. Als hätte nie etwas zwischen uns gestanden.
»Handtücher liegen dort auch genügend.«
»Danke.«
Ich trank eine kleine Flasche Wasser leer. Bei diesen heißen Temperaturen musste der Mensch viel Flüssigkeit zu sich nehmen, sonst trocknete er aus.
Nadine Berger beobachtete mich dabei. Als ich es bemerkte, fragte ich nach dem Grund.
Sie lachte. »Ich finde es toll, dass du gekommen bist, John. Es ist unbeschreiblich.«
»Ich muss mich auch erst daran gewöhnen.« Nach dieser Antwort ging ich und streichelte ihre Wange.
Daran gewöhnen war der richtige Ausdruck. Wir hatten bisher von gewissen anderen Problemen noch nicht gesprochen, den Anfang sollte auch Nadine machen.
An der Tür holte mich ihre Stimme ein. »John, eine kleine Sache habe ich da noch.«
»Was denn?«
»Früher, wenn du durch mein Fell gestreichelt hast, da hast du auch in meine Augen geschaut, nicht wahr?«

»Richtig. Und es waren die Gleichen, die ich heute sehe.«

»Ich konnte dich auch erkennen. Manchmal hatte ich dabei das Gefühl, als würdest du dabei an alte Zeiten denken. An die Tage und Wochen, als wir uns kennen lernten.«

»Damit liegst du gar nicht so falsch.«

»Hast du dir eigentlich mal die alten Zeiten wieder zurückgewünscht? Sei ehrlich!«

»Ich habe einige Male daran gedacht.«

»Trotz Jane und Glenda?«

»Ja.«

»Danke, John.«

Ich musste lachen. »Was hast du, Mädchen? Du brauchst dich nicht zu bedanken.«

»Doch, John, das schon. Weißt du, ich habe auch als Wölfin einiges spüren können. Ich war mit sehr sensiblen Sinnen ausgerüstet. Ich habe gespürt, dass du mir Gefühle entgegengebracht hast.«

»Wir sind befreundet.« Nach dieser Antwort öffnete ich die Tür zum Bad, einem ziemlich kleinen Raum, der durch die dunklen Kacheln noch schmaler wirkte.

Es gab keine Badewanne, dafür nur eine Dusche und die Toilette. Meine Kleidung klebte am Körper. Sogar einen zweiten Bademantel entdeckte ich, als ich die Kleidung zur Seite legte. Nadine war auf meinen Besuch gut vorbereitet.

Ich lächelte, als ich die Dusche aufdrehte. Nur kein heißes Wasser, lauwarm bis kalt.

Es tat gut, sich den Schweiß der langen Reise vom Körper waschen zu lassen. Ich stellte die Dusche sehr hart ein, sodass die Strahlen meine Haut massierten. Das Gel roch frisch und nach Zitrone.

Minutenlang blieb ich mit geschlossenen Augen unter dem herabfallenden Vorhang stehen. So etwas gehörte einfach dazu. Dabei hatte ich nicht einmal bemerkt, dass Nadine hereingekommen war.

Erst als jemand die Wand zur Seite schob und mich ein Luftzug traf, öffnete ich die Augen.

Nackt stand sie vor mir, schaute mich an, lächelte und fragte, ob sie auch eine Dusche nehmen könnte.

»Jetzt?«

»Wenn du es erlaubst.«

Ich lachte. »Hör mal, Mädchen, du bist die Mieterin. Ich kann dir die Bitte nicht abschla…«

Ich sprach nicht mehr weiter, weil ihr wilder und leidenschaftlicher Kuss mir die Lippen verschloss.

Wir saugten uns aneinander fest. Irgendwann löste sie sich von mir, atmete heftig und sagte: »Das musste sein.«

Ich schaute auf ihre aufgerichteten Brustspitzen, nahm Nadine in die

Arme und küsste sie zurück.
»Auch das musste sein«, erklärte ich ihr.
Das Wasser ließ ich strömen, als sich meine Hände mit ihrem Körper beschäftigten, der sich in all der langen Zeit nicht verändert hatte. Ich seifte Nadine ein, die sich dabei immer wieder in meine Arme schmiegte und ihre Lippen auf Wanderschaft gehen ließ. Sie genoss dieses Gefühl ebenso wie ich.
In ein Badetuch eingewickelt, trockneten wir uns provisorisch ab. Bis zum Bett war es dann nicht mehr weit.
In den nächsten Stunden holten wir viel nach. Sehr viel sogar, denn auch Nadine hatte sehnsüchtig auf diesen Augenblick gewartet. Erst als der Abend hereinbrach, zogen wir uns an und bestellten telefonisch etwas zu essen. Und eine Flasche Champagner dazu.
»Das muss sein«, sagte ich.
»Wenn du meinst.«
Die Pizza wurde gebracht, der Champagner war kalt. Die Flasche stand im Eis.
Der Kellner bekam Trinkgeld. Grinsend zog er davon. Nadine lag auf dem Bett, mit einem dünnen Nichts bekleidet, unter dem die Brüste wie zwei Hügel standen.
Als der Korken aus dem Flaschenhals schoss und dabei ein lautes Geräusch hinterließ, setzte sie sich auf. Ich füllte zwei Gläser, setzte mich ebenfalls auf das Bett und reichte ihr ein Glas.
»Cheers, Nadine.«
Sie schüttelte den Kopf. »Es ist ein Wahnsinn, dass wir so etwas noch erleben können.«
Nach dem ersten Schluck erwiderte ich: »Damit hatte ich auch nicht gerechnet.«
»Hattest du mich aufgegeben?«
Ich senkte den Kopf und krauste die Stirn. »Das ist schwer zu sagen, Nadine. Ich hatte dich eigentlich nie direkt aufgegeben, aber Hoffnung war auch kaum vorhanden.«
»Wie bei mir.«
Ich hob das Glas. »Jetzt ist alles anders, Nadine.«
Nachdenklich schaute sie auf das prickelnde Getränk. »Es stimmt, John, alles ist anders. Doch manchmal frage ich mich, ob es auch besser geworden ist.«
»Wie meinst du das denn?«
»Nur so.«
Ich fasste nach ihrer Hand. »Nadine, das stimmt doch nicht. Du bist nicht zufrieden, von glücklich will ich erst gar nicht reden. Was ist los mit dir?«
Sie strich sanft über ihre Stirn. »Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, aber es gibt Dinge, die sind nicht so leicht erklärbar.«

»Versuche es trotzdem.«
»Okay.« Sie lächelte kantig. »Früher, als ich noch die Gestalt einer Wölfin hatte, da wusste ich wenigstens, wo ich hingehörte. Verstehst du, was ich damit sagen will?«
»So ungefähr.«
»Jetzt ist es so, dass ich nichts weiß. Ich schwebe im luftleeren Raum. Ich lebe hier, ich könnte ebenso in London, in Berlin oder Moskau wohnen.«
»Du fühlst dich nicht heimisch?«
»Richtig, John, das ist das Problem. Sei ehrlich. Kann ich zu den Conollys zurück?«
»Da musst du sie fragen. Wie ich Bill…«
»Moment. Und was wird Sheila dazu sagen, wenn eine zweite Frau unter dem gemeinsamen Dach lebt?«
»Keine Ahnung.«
»Doch, John, du willst es mir nur nicht sagen. Sie wäre nicht begeistert, was ich auch verstehen kann. Ich würde ebenso denken wie Sheila. Glaub mir.«
Ich enthielt mich einer Antwort. Was Nadine da angesprochen hatte, konnte tatsächlich zu einem Problem werden, doch eine Lösung des Problems sah ich auch nicht.
»Warum bist du nach New York gegangen?«
»Keine Ahnung.«
»Wirklich nicht?«
Sie lächelte und schüttelte dabei den Kopf. »Was glaubst du eigentlich, John, weshalb ich dich hergeholt habe? Sag mir deine ehrliche Meinung. Denkst du, dass ich eine Lügnerin bin?«
»Nicht direkt, Nadine.«
»Aber du glaubst auch nicht, dass ich dich nach New York gebeten habe, um dir etwas zu sagen und dich an einen Fall heranzubringen. Das glaubst du doch nicht - oder?«
»Es fällt mir zumindest schwer.«
»Dann denkst du, dass ich nach einer Möglichkeit gesucht habe, um mit dir allein sein zu können?«
»Nach allem, was hier zwischen uns geschehen ist, wäre das so unnatürlich gewesen?«
»Nein, glaube ich nicht.«
»Dann liege ich mit meiner Vermutung wohl nicht zu sehr daneben.«
Sie schaute mich direkt an. In den grünen Augen der jungen Frau tanzten Reflexe. »John, du weißt sehr wohl, was ich hinter mir habe. Meine Gestalt habe ich zurückbekommen, ich bin Avalon sehr dankbar und ich werde die Insel nie vergessen. Ich habe sie in mein Herz geschlossen, ich liebe sie. Ich denke auch über einen Rückweg nach. Aber ich möchte dir eines sagen: Obwohl ich so aussehe wie ein

Mensch, bin ich nicht mehr so wie früher. Auch ich habe mich innerlich verändert. Etwas ist zurückgeblieben.« Sie tippte sich auf die Brust. »Wie gesagt, es ist einiges in Bewegung geraten und hat sich nun wieder beruhigt. Aber ich habe mich verändert. Ich bin in meinem Innern nicht mehr wie früher. Ich kann etwas fühlen, etwas spüren und ich weiß, dass hier etwas passiert ist.«

»Hängt es mit Werwölfen zusammen?«

»Das weißt du?«

»Ich ahnte es.«

Nadine leerte ihr Glas. Ich schenkte nach, dann begann sie mit ihrer Erklärung. »Ja, es hängt damit zusammen. Ich kann die Werwölfe spüren. Da ist etwas in mir, das sich auf diese Gruppe von Monstern beschränkt. Ich weiß genau, wann sie in der Nähe lauern und ob sie etwas vorhaben. Das alles ist mir bekannt und ich spüre zudem, dass wieder etwas geschehen ist.«

»Du drückst dich umständlich aus.«

Nadine hob die Schultern.

»Gibt es einen konkreten Hinweis?«, fragte ich. »Eine Spur, die wir möglicherweise verfolgen müssen?«

»Ja, es muss sie geben. Nur bin ich nicht dahintergestiegen, wo und wie.«

»Aber New York stimmt!«

Sie nickte.

»Auch Morgana Layton?«

Nadine holte tief Luft. »Ich nehme an, dass sie etwas vorhat. Ich habe sie nicht gesehen, aber sie hinterließ ihre Spuren. In einer Zeitung las ich von einem schlimmen Vorgang. Der Reporter wusste nicht so recht, wie alles abgelaufen war, weil die Verantwortlichen dicht hielten, doch es sickerten einige Informationen durch, und die waren schlimm genug. Eine Gruppe von Polizisten hatte sich auf die Spur eines dreifachen Mörders gesetzt. In Virginia wurde der Mann, der aus New York stammt und Adnan Trevayne heißt, gestellt. Sie überwältigten ihn und wollten ihn mit einem Hubschrauber herbringen. Es passierte auf dem Flug. Der Mann befreite sich, trotz der Überwachung. Der Pilot und seine drei Bewacher kamen ums Leben, denn er sprengte den Helikopter, bevor er sich zur Flucht wandte.«

»Eine tragische Geschichte, Nadine. Aber ist das ein Beweis für das Vorhandensein eines Werwolfs?«

»Bis jetzt nicht.«

»Dann existiert noch eine Fortsetzung?«

»Ja, die existiert, wobei ich nicht weiß, ob sie authentisch ist oder nicht.«

»Du wirst sie mir trotzdem erzählen.«

Nadine nickte. »Der Killer muss sich auf dem Weg nach New York befunden haben. Er ist auch einige Male gesehen worden. Die Zeugen haben sich an die Zeitungen gewandt, die für derartige Aussagen mehr als dankbar waren. In den Berichten war von einer Bestie die Rede. Von einem wolfsartigen Geschöpf, das durch die Nacht hetzte. Diese Aussagen stammen von Zeugen, die sich weder abgesprochen haben noch miteinander verwandt oder verschwägert sind. Also unabhängig.«

»Ein Wolf demnach?«

»Ein Werwolf, John.«

Ich nickte. »Und du hast es gespürt.«

»Ja, so ist es.«

Ich runzelte die Stirn. Nadine ließ mich nachdenken. Nach einer Weile berichtete ich ihr davon, was uns in London widerfahren war, erzählte von dem Brief, den wir bei dem Opfer gefunden hatten.

»Auch wenn der Name nicht zu lesen war, John, aber das ist sie. Das ist Morgana Layton. Es gibt keine andere Möglichkeit. Zudem hat er sie hier in New York kennen gelernt.«

»Richtig.«

»Dann ist sie hier und mein Gefühl hat mich nicht getrogen.« Sie lehnte sich zurück, stützte die gespreizten Hände auf das Bett und legte den Kopf in den Nacken, um gegen die Decke schauen zu können, die blaugrau gestrichen war.

»Dieser Cushman hat mit Morgana Layton geschlafen.«

»Gelogen hat er bestimmt nicht.«

»Aber wie hat es sich mit Adnan Trevayne verhalten? Sollte auch er mit ihr geschlafen haben?«

»Kann sein.«

»Außerdem schrieb Cushman von einem Keim, der gelegt worden war. Es ist also der Keim zur Bestie gewesen.«

»Und wir haben Vollmond!«, flüsterte Nadine. »Daran solltest du auch denken, John. Der Vollmond sorgt dafür, dass der Werwolf oder Vampir Kraft tanken kann. Seiner Verwandlung in eine Bestie steht nichts mehr im Wege.«

Ich strich über meine Stirn, wo sich trotz der Kühle Schweißtropfen gebildet hatten. »Irgendwie ist mir der Fall noch sehr suspekt. Ich frage dich, Nadine, hast du den einen oder anderen Werwolf gesehen? Hast du seine Nähe gespürt?«

»Nein, nicht seine Nähe, wenn du dabei von einer unmittelbaren ausgehst. Ich meine jedoch, dass die Schicksale von Cushman und Trevayne zusammenhängen.«

»Da widerspreche ich dir nicht, Nadine. Lassen wir bei beiden mal außen vor und kommen wir zu dir. Rechnest du damit, dass du mit den Werwölfen zusammentreffen wirst?«

»Ja.«

Ich nickte sehr bedächtig. »Du hast ein hartes Wort gelassen ausgesprochen. Was sollte die Bestien dazu veranlassen, gerade dich zu besuchen, Nadine?«

Sie stand auf. Schwungvoll ließ sie das Bett hinter sich, ging zum Fenster und blieb dort stehen.

Es war draußen noch nicht dunkel, dennoch brannten auf der Grünfläche die Lampen und verstreuten ihren Schein. »Die Frage ist berechtigt«, sagte Nadine. Sie schielte hoch zum Mond. »Ich wollte ein Treffen herbeiführen, etwas arrangieren und hoffe, dass es mir gelang.«

»Hast du Kontakt aufgenommen?«

»Indirekten.«

»Wie kann man das?«

»Es ist leicht, John. Ich habe es mit einer Anzeige in den großen Zeitungen versucht.«

»Toll«, sagte ich lachend. »Und wie lautete der Text? Ehemalige Wölfin sucht Werwolf?«

Nadine drehte sich um. »Du solltest nicht spotten, John, wirklich nicht. Es ist mir ernst damit.«

»Pardon, aber ich habe noch nicht den richtigen Draht.«

»Wenn er es ist, weiß er Bescheid. Ich habe den richtigen Text verklausuliert. Willst du ihn lesen oder soll ich ihn dir sagen?«

»Sag ihn mir.«

»Okay.« Sie ging durch das Zimmer, schaute dabei auf den beigen Belag und rezitierte. »Wenn du wie ich die Kraft des Mondes über alles liebst, dann weißt du, wo du mich finden kannst. Komm zu mir, wenn du nicht mehr das bist, als das du geboren wurdest. Ich erwarte dich voller Sehnsucht. Den Weg werde ich dir aber nicht mitteilen. Wenn du tatsächlich Interesse hast, dann wirst du mich finden. Ich warte in den Vollmondnächten auf dich.«

»Hm.« Ich kippte das Glas und trank es leer. »Das war alles, Nadine? Mehr hast du nicht geschrieben?«

»Nein.«

»Und du bist dir sicher, dass er hier erscheint?«

»Ich hoffe es, John. Ich möchte und will es. Wenn er ein Veränderter ist, wird er es sich nicht nehmen lassen. Darauf kannst du dich verlassen. Ich weiß das, weil ich es auch fühle.«

»Bisher hat er sich nicht gemeldet?«

»Zum Glück nicht. Allerdings rechne ich damit, dass er in dieser Nacht erscheinen wird.«

»Was macht dich so sicher?«

»Mein Gefühl, John. Es hat mich regelrecht überfallen. Ich glaube fest daran, dass der Werwolf erscheint. Deshalb bin ich ja so froh, dass

du hier bist, John. Wenn er kommt, werden wir…«
Da sie nicht weitersprach, fragte ich: »Was werden wir tun?«
»Ich weiß es noch nicht.«
»Willst du, dass ich ihn umbringe?«
Sie hob die Schultern. »Wenn Leib und Leben Unschuldiger in Gefahr sind, schon. Aber ich gehe davon aus, dass er etwas anderes vorhat. Er ist nicht allein. Meiner Ansicht nach steht Morgana Layton hinter ihm. Die wird ihn leiten und an der langen Leine führen. Deshalb müssen wir uns darauf einstellen.«
Nadine setzte sich wieder hin. Sie schaute mich an, weil sie meine Meinung hören wollte.
»Nicht schlecht, Nadine.«
»Dann stehst du hinter mir?«
»Soll ich dir deinen Plan ausreden?«
»Nein, das nicht, aber…«
»Bitte, Nadine, du hast mich geholt. Ich bin nicht grundlos hergeflogen. Du allein wärst schon Grund genug gewesen, nun ist ein zweiter hinzugekommen. Wir werden gemeinsam warten und nach deinem Plan vorgehen. Möglicherweise weist er uns tatsächlich die Spur, die zu Morgana Layton führt.«
»Das wäre gut.«
»Hast du Hinweise, dass sie sich in New York oder nahe der Stadt aufhält?«
»Bisher nicht, John. Ich gehe davon aus, dass sie dahinter steht. Denk an deinen Brief. Diese Person muss meiner Ansicht nach mittlerweile weltweit tätig sein. Sie ist diejenige, die die Fäden zieht, und sie ist die Verbindung zu Fenris.«
»Das weiß ich alles, Nadine. Ich habe mir zudem Vorwürfe gemacht, sie damals nicht getötet zu haben, als ich sie zum ersten Mal traf. Es ist im Schwarzwald gewesen. Ich hätte da über meinen eigenen Schatten springen sollen, aber mich hat damals ihr Schicksal gerührt. Wie dem auch sei, das ist vorbei. Ein anderes Thema. Du weißt auch, dass die Königin von Saba ebenfalls etwas mit der alten Werwolf-Magie zu tun hat?«
»Das habe ich nicht vergessen.«
»Hast du da eine Spur oder einen Hinweis entdecken können?«
»Nein, John, überhaupt nichts. Ich weiß gar nicht, wie die Verbindung hätte erfolgen können. Die Königin von Saba hat mit unserem Fall nichts zu tun.«
»Dann ist unsere einzige Spur dieser Adnan Trevayne, der mehrfache Killer.«
»Genau. Wobei ich mich allerdings frage, ob er als Mensch nicht noch schlimmer gewesen ist.«
»Da hat er zumindest nicht seinem Trieb gehorcht, obwohl ich seine

Taten durchaus triebhaft ansehen möchte. Nur sind das wirklich zwei verschiedene Dinge.«

Nadine rutschte vom Bett, kam auf mich zu und umarmte mich. »Meine Güte, bin ich froh, dass du hier bist, John. Ich - ich kann es dir nicht sagen. Allein wäre ich zu schwach gewesen, obwohl ich mich ihm auch entgegengestemmt hätte.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Sie ließ mich wieder los und schüttelte mit raschen Kopfbewegungen ihr Haar aus. »Eine andere Frage, John. Wo sollen wir ihn erwarten? Hier in dem Haus oder gehen wir nach draußen?«

»Was brächte das für einen Vorteil?«

»Sollte es zum Kampf kommen, würde nichts zerstört werden.«

»Wenn du so denkst, okay, aber…«

Da summte das Telefon. Urplötzlich wurde Nadine nervös. Unruhig schaute sie mich an. »Wer kann das sein?«

»Heb ab, dann weißt du es.«

Sie ging hin. Ich hörte, dass sie mit dem Mann von der Rezeption redete, der ihr einige Informationen mit auf den Weg gab, die ich erfuhr, als Nadine aufgelegt hatte.

Ihr Gesicht war blass, als sie sprach. »Vor kurzem hat sich ein Mann nach mir erkundigt.«

»Wer war es?«

»Er hat seinen Namen leider nicht gesagt. Nur die beiden ersten Buchstaben. Sie lauten A und T.«

Es war kein großes Rätsel. »Adnan Trevayne«, murmelte ich. »Er ist es tatsächlich.«

»Und er ist bereits eingetroffen«, flüsterte Nadine, wobei sie eine Gänsehaut bekam…

***

Von einer Idylle konnten wir nicht sprechen, als wir das schmale Haus verlassen hatten, auch wenn die Zufahrt beleuchtet wurde.

Manchmal war der Himmel bunt, wenn Flugzeuge zur Landung ansetzten oder starteten.

Aber auch der Mond stand dort. Voll und sattgelb. Wie ein rundes Glotzauge. Sterne erkannten wir nur bei genauerem Hinschauen, es war einfach zu dunstig.

Wir hielten uns in der Nähe der Häuserzeile auf und standen so, dass wir den Eingang im Auge behalten konnten. Nadine hatte sich an mich gedrängt. Die Wärme ihres Körpers übertrug sich auf den meinen. Sie wollte meine Nähe spüren, schaute starr auf den Eingang und bewegte ab und zu den Mund.

»Wolltest du etwas sagen, Nadine?«

»Ich weiß es nicht, John. Ich spüre nur, dass er nicht mehr weit sein

kann.«

»Wie spürst du das?«

»Es ist eine innere Aufgeregtheit. Sie bohrt in mir wie eine Lanze. Schau dich nur um, John. Diese Nacht ist für Werwölfe wie geschaffen.«

Da hatte sie Recht. Aber noch herrschte zu viel Betrieb. Da die Anlage nicht weit vom John F. Kennedy International Airport entfernt lag, wurde sie dementsprechend frequentiert. Viele Alleinreisende übernachteten hier, wenn sie ihre Flüge unterbrachen.

Die Luft stand. Mücken umwehten uns in dichten Schwärmen. Auch Grillen zirpten um die Wette.

Im Norden zeichneten sich die Umrisse der Trabantenstadt South Ozone Park ab.

Immer wenn wir Schritte hörten, waren wir besonders gespannt.

Alles erwies sich als harmlos und die Zeiger der Uhren drehten sich weiter.

Noch eine Stunde bis Mitternacht.

Nadine und ich dachten das Gleiche. Nur sprach sie es aus. »Die Tageswende wäre eigentlich seine richtige Zeit, um hier zu erscheinen. Damit rechne ich sogar.«

»Nicht unbedingt.«

»Ob er wohl als Werwolf kommt?«

Ich lachte leise. »Das glaube ich schon. Er wird sich nicht erst hier verwandeln, das wäre zu auffällig. Denke an die Geräusche, die damit verbunden sind.«

»Das stimmt schon.«

Eine Waffe hatte Nadine nicht haben wollen. Sie verließ sich voll und ganz auf mich.

Wir hörten, dass ein Wagen auf das Gelände fuhr. Es gab kleine Häuser mit Garage zu mieten, doch ein allgemeiner Parkplatz war ebenfalls vorhanden. Er lag relativ weit von den Wohnhäusern entfernt und konnte durch Stichstraßen erreicht werden.

Der Neuankömmling blieb auf dem Parkplatz. Als er rangierte, schwenkten die langen Arme der Scheinwerfer über das Gelände hinweg und wischten auch an unseren Gesichtern vorbei.

Dann verlöschten sie.

»War er das?«, fragte Nadine.

Ich hob die Schultern. »Andere Frage. Was sagt dein Gefühl? Hat es sich verstärkt?«

»Weiß nicht…«

»Wir werden warten, ob der Ankömmling das Motel betritt. Danach sehen wir weiter.«

Mein Vorschlag war nicht gut. Eigentlich hätte er erscheinen müssen, aber niemand kam.

»Dann war er das doch«, murmelte Nadine.
»Oder ein Liebespaar.«
»Das kann auch sein.«
Wir gaben ihm noch eine Minute. Als danach nichts geschehen war, traf ich die Entscheidung.
»Lass uns hingehen und den Platz absuchen.«
»Du auch, John?«
»Sicher.«
Nadine hatte Einwände. »Das halte ich nicht für gut«, erklärte sie. »Wenn er sieht, dass ich in Begleitung komme, wird er Verdacht schöpfen. Ich habe die Anzeige als Einzelperson aufgegeben, vergiss das nicht.«
»Da hast du Recht.«
»Dann hältst du dich zurück?«
Ich schaute sie bedrückt an und schüttelte leicht den Kopf. »Ich halte mich zurück, Nadine. Aber ich will dir sagen, dass ich es nicht gern tue. Ich bin eigentlich nicht damit einverstanden. Der kann dich aus dem Hinterhalt angreifen, ohne dass ich…«
»Dann musst du schießen.«
»Und die Spur zu Morgana?«
»Wir werden sehen.« Nadine berührte zum Abschied leicht meine Schulter und war verschwunden.
Ich blieb zurück, raufte mir zwar nicht die Haare, ärgerte mich trotzdem und schlug eine andere Richtung ein, weil ich den offiziellen Weg nicht nehmen wollte.
Es war nicht fein, durch die Anlagen zu laufen, doch in diesem Fall blieb mir nichts anderes übrig.
Zudem gaben mir die Buschreihen Deckung.
Einmal sah ich Nadine. Sie hatte den Parkplatz schon erreicht und blieb an seiner Grenze stehen. Es war ein Platz, wo sie auch gesehen werden konnte, denn das Licht einer Laterne fiel wie ein blauweißer Schleier auf sie herab.
Wenn tatsächlich jemand auf Nadine wartete, dann musste er sie sehen, falls er nicht blind war.
Nach einigen Sekunden setzte sie ihren Weg fort, ging nach rechts und schlug die Richtung zu den geparkten Wagen ein, die in einer Reihe nebeneinander standen.
Welcher als Letzter hinzugekommen war, wussten wir beide nicht. Nadine ging nicht schnell. Sie machte den Eindruck einer Person, die Zeit hatte und etwas unschlüssig war.
Ich folgte ihr in sicherem Abstand.
Auf dem Rasen klangen meine Schritte satt und dumpf. Vom nicht weit entfernten Wasser her zogen feuchte Schwaden heran, die leider keine Abkühlung brachten.

Auch stank die Luft. New York gehörte nicht gerade zu den Städten, die mit Frischluft gesegnet waren, selbst in der Nähe des Meeres roch es widerlich.

Ich wünschte mir, am Strand der Jamaica Bay liegen zu können und nicht durch künstlich angelegtes Gelände zu schleichen.

Nadine war in ihrem hellen Kleid gut zu erkennen. Sie schlenderte über den Parkplatz und hielt etwa drei Schritte vor der Reihe der abgestellten Fahrzeuge an.

Wenn Trevayne in einem der Wagen hockte, dann musste er jetzt reagieren. Ich schob mich noch etwas vor und blieb praktisch am Rand des Geländes in Deckung. Im schrägen Winkel schaute ich auf die Kühlerfronten. Ob sich jemand in dem einen oder anderen Fahrzeug aufhielt, war nicht zu erkennen.

Ein Irrtum?

Nein, es passierte etwas, denn bei einem Wagen öffnete sich die Fahrertür.

Es war ein deutsches Fabrikat, ein kleiner BMW. Eigentlich hätte im Innern die Beleuchtung angehen müssen. Das blieb aus, der Fahrer hatte sie abgestellt.

Das musste er sein!

Ich war zu weit entfernt, um ihn genau erkennen zu können. Ob Mensch oder Werwolf, das hätte Nadine Berger auffallen müssen, ich sah nur, dass dieser Mann eine überdurchschnittliche Größe hatte.

Was tat Nadine?

Sie hatte sich nicht gerührt. Natürlich war auch ihr das Offnen der Tür nicht entgangen. Als der Fahrer ausstieg, spürte sie die unheimliche Aura oder Kraft, die ihr von ihm entgegenwehte. Es war etwas Fremdes, etwas Schlimmes, vor dem sie sich als Wölfin nicht gefürchtet hätte, als Mensch aber dachte sie anders darüber.

Sie sprach ihn trotzdem an. »Haben Sie sich nach mir erkundigt und sich mit den Buchstaben A.T. vorgestellt?«

»Müsste ich das?«

»Ich fragte Sie.«

Er lachte scharf. »Sind Sie die Person, die eine Anzeige in der Zeitung aufgab und darin von einer gewissen Gemeinsamkeit berichtete?«

»Das könnte sein.«

»Dann gehören wir zusammen. Kommen Sie, steigen Sie ein!«

»Moment noch, so einfach ist das nicht. Ich hatte Sie zwar erwartet, jedoch in einer anderen Gestalt.«

»Wie denn?«

»Wölfischer.«

»Warum sind Sie das nicht, wenn wir so viele Gemeinsamkeiten besitzen, schöne Frau?«

»Ich warte noch auf den richtigen Zeitpunkt.«

»Das ist es. Können Sie sich vorstellen, dass er auch bei mir noch nicht da ist?«

»Das kann ich. Ich will gern zugeben, dass meine Freundin Morgana Layton nicht gelogen hat.«

»Sie kennen Morgana?«

»Natürlich. Wir haben vieles gemeinsam erlebt und kennen auch unseren Herrscher Fenris.«

»Das ist sehr gut. Auch Morgana liebt ihn.«

»Und sie ist das Problem«, sprach Nadine weiter, glücklicherweise so laut, dass ich alles verstehen konnte. »Sie hat mir davon berichtet, dass sie nach New York wollte. Nur weiß ich nicht, wo sie sich niedergelassen hat.«

»Soll ich dir helfen?«

Nadine nickte. »Ich möchte, dass du mich zu ihr führst. Wir Gezeichneten müssen schließlich zusammenhalten. Das war immer so, das wird immer so sein.«

»Du bist sehr forsch.«

»Ja, Trevayne, das bin ich. Das muss ich sogar sein, wenn du verstehst. Wir sind keine normalen Menschen mehr, man kann uns als die Gezeichneten ansehen. Das Schicksal hat uns gezeichnet. Schau hoch zum Mond, es wird nicht mehr lange dauern, bis die Tageswende eintritt. Dann werden wir uns verwandeln.«

»Aber nicht hier.«

»Wo dann?«

»Ich will, dass du mit mir fährst. Mein Ziel liegt nicht hier. Du weißt, dass ich Kontakt habe.«

»Zu Morgana Layton?«

»Vielleicht.« Er streckte Nadine den Arm entgegen. »Komm, steig ein, dann fahren wir.«

Damit hatte er Nadine in eine Zwickmühle gebracht. Mich ebenfalls. Mir stand noch kein Wagen zur Verfügung und ich durfte die beiden nicht einfach losfahren lassen.

Was sollte ich tun?

Die Entscheidung musste ich innerhalb von Sekunden fällen. Das schaffte ich auch und hoffte stark, dass mich Nadine Berger jetzt nicht im Stich ließ und mitspielte.

Ich ging vor, pfiff ein Liedchen vor mich hin, tat harmlos und rief dann ihren Namen, wobei ich bewusst in eine andere Richtung schaute und mich langsam umdrehte.

»Wer ist das?« Trevayne zischte die Frage.

»Ein - ein Bekannter.«

»Das war nicht abgemacht.«

»War denn etwas abgemacht?«

»He«, rief ich laut, »da bist du ja, Nadine!« Ich lief auf sie zu und

legte ihr einen Arm auf die Schultern. »Wer ist der Gent? Willst du mich nicht vorstellen?«

»Nein, das ist nicht nötig!«, erklärte Trevayne. Er wollte wieder in seinem Fahrzeug verschwinden, ich aber war schneller und stand neben ihm, bevor er die Tür zudrücken konnte.

»Was ist denn, Mister? Seien Sie doch nicht so unfreundlich. Wir werden gemeinsam einen Drink nehmen.«

Er funkelte mich an. Seine Augen schimmerten sehr hell. Trevayne war ein Typ, der Gewalt ausströmte. Es gibt ja diese Art von Menschen, die sich nur schwer zurückhalten können, und Trevayne, der Killer, gehörte dazu.

»Mann, reden Sie nicht so lange herum. Nadines Freunde sind auch die meinigen.«

»Ich will nicht.«

»Sie wollen fahren?«

»Ja.«

»Aber die Nacht ist…«

»Es ist mir scheißegal, wie die Nacht ist, Mister. Lassen Sie die Tür los, sonst klemme ich Ihnen die Finger ein.«

Ich ließ sie nicht los und sagte stattdessen: »Auch ich würde Morgana Layton gern einen guten Abend wünschen.«

Er blieb starr sitzen und sah aus, als müsste er sich die Worte erst durch den Kopf gehen lassen.

»Nun?«

»Du bist keiner von uns«, sagte er leise.

»Woher weißt du das?«

»Ich merke es, ich…« Plötzlich trat er zu. Auf seine Hände hatte ich geachtet, nicht auf die Füße.

Der Tritt erwischte mich am Schienbein und tat höllisch weh. Ich konnte mich nicht halten, prallte mit dem Rücken gegen einen anderen Wagen und sah, dass der andere starten wollte. Wenn ein Killer wie Trevayne flüchtete und sich nicht wehrte, dann hatte er etwas zu verbergen.

Nadine war schneller. Sie rannte auf den Wagen zu und sprang auf die Motorhaube.

Noch fuhr der Mann nicht, er musste den Motor erst starten, und Nadine trat gegen die Frontscheibe, ohne sie allerdings zerstören zu können. Ich hatte mich mittlerweile gefangen, hielt meine Waffe in der Hand und richtete sie auf das Fahrzeug.

Wie unter Zwang drehte Trevayne den Kopf, sah in die Mündung und hörte meinen Befehl.

»Steigen Sie aus!«

Trevayne lachte. »Bist du ein Bulle?«

»Möglich!«

Er stellte den Motor wieder ab, stöhnte auf und nickte, bevor er sich aus dem Wagen schob. Ich stand schon an der Kühlerhaube. Meine Beretta blieb auf ihn gerichtet.

Er schlug die Tür zu. »Hören Sie mal, Mister, weshalb bedrohen Sie mich mit der Waffe? Was habe ich getan? Was habe ich Ihnen getan, zum Teufel?«

»Sie sind zumindest ein mehrfacher Mörder!«

»Das wissen Sie genau?«

»Und ob.«

Er grinste breit und frech. »Dann mache ich Ihnen einen Vorschlag. Liefern Sie mich doch den Bullen aus.«

»Waren Sie da nicht schon einmal?«

»Könnte sein.«

»Okay, Trevayne, kommen Sie langsam näher und versuchen Sie keine Tricks. Ich verrate Ihnen etwas. Diese Beretta, die ich festhalte, ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Besondere Kugeln, die nicht jede Waffe verschießt. Geschosse, die eine besondere Wirkung auf schwarzmagische Wesen haben. Ein Werwolf überlebt einen derartigen Treffer nicht, das kann ich Ihnen versprechen. Vampire sind ebenfalls dagegen allergisch. Sieht nicht gut für Sie aus, Mister.«

Er hob die Schultern. Ohne zu sprechen setzte er sich in Bewegung und schritt auf die Mitte des Parkplatzes zu. Vielleicht war es ein Zufall, möglicherweise aber auch nicht, jedenfalls blieb er an der Stelle stehen, die besonders stark vom Schein des Mondes ausgeleuchtet wurde.

»Es dauert nicht mehr lange bis Mitternacht!«, flüsterte mir Nadine Berger zu.

»Verstanden.«

Trevayne drehte sich. Er tat dies mit sehr langsamen und auch sehr sicher wirkenden Bewegungen.

Manchmal konnte ich dabei in sein Gesicht schauen, das auch weiterhin menschliche Züge aufwies, jedoch eine Farbe angenommen hatte, die irgendwo zwischen Blau und Gelb lag und ungewöhnlich schimmerte.

Das Mondlicht traf ihn voll. Er ließ sich gern bescheinen, er tankte die Kraft, er trank den Schein.

Bis zur Verwandlung würde es höchstens noch zwei Minuten dauern.

Obwohl ich die Waffe hielt, kam ich mir irgendwo vor wie ein Statist. Trevayne hatte die Regie übernommen, er drehte sich weiter um seine Achse, legte den Kopf zurück und breitete die Arme aus.

Hoch über uns brummte ein Flugzeug durch die Nacht. Auf mich wirkte es meilenweit entfernt.

Dies hier war zu einer kleinen Welt für sich geworden, wo sich alle Aktionen auf dem kleinen Parkplatz abspielten.

Ich wartete ab.
Nadine spürte natürlich auch, dass etwas in der Luft lag. Sie warnte mich und redete davon, dass wir uns nicht überraschen lassen sollten.
»Keine Sorge, es wird schon klappen.«
Trevayne stand still. »Glaubst du das, Mister?«, fuhr er mich zischend an. »Glaubst du wirklich, dass es klappt?«
»Da bin ich sicher!«
Er drängte seinen Kopf vor, um mir direkt ins Gesicht schauen zu können. »Du hast Recht gehabt, Mister. Du hast genau ins Schwarze getroffen, das glaube mir. Ich bin anders und das werde ich dir beweisen.« Nach dem letzten Wort fiel er in die Knie, verließ sich darauf, dass ich nicht schoss, und ich wollte ihm schon die Mündung gegen den Kopf drücken, als eine Frauenstimme aufklang.
Kalt und grausam hörte sie sich an und die Person wusste genau, was sie sagte.
»Wenn du meinen Geliebten tötest, werden sich dieser Platz und die Umgebung hier in eine Hölle verwandeln, Sinclair!«
Ich vereiste innerlich, denn gesprochen hatte keine andere als Morgana Layton…

***

Die folgenden Sekunden vergingen, ohne dass ich mich bewegte. Auch Trevayne rührte sich nicht, aber ich hörte sein leises Lachen, das seinen Triumph ausdrückte.
Sehr langsam richtete ich mich auf und ärgerte mich über mich selbst, weil dies mit steifen Bewegungen geschah. Auf meinem Gesicht lag jetzt wieder der Schweiß und als ich mich umdrehte, bewegte ich nur den Kopf.
Morgana Layton war nicht zu sehen. Ich erkannte auch niemanden, der diesen Platz und die Umgebung in eine Hölle hätte verwandeln können, ausgenommen Adnan Trevayne, aber hatte die Layton tatsächlich geblufft?
Das war die große Frage, und daran wollte ich nicht glauben. Sie gehörte zu den Wesen, die hart ein- und durchgriffen, die normalerweise nichts anbrennen ließen.
»Blufft sie?«, fragte ich Nadine.
»Ich weiß nicht…«
»Du hast sie nicht gesehen?«
»Nein, sie hält sich gut versteckt.«
»Okay, wir werden…«
»Pass auf, John!«
Nadine hatte mich gewarnt und Adnan Trevayne gemeint, der noch immer kniete, aber seinen Oberkörper in die Höhe drückte und die Arme hochwarf.

Dann öffnete er den Mund und gab eine Antwort, die nicht mehr zu einem Menschen passte.

Aus dem offenen Maul drang ein gewaltiges Heulen hervor. Ein schauerlicher Laut, der über den Parkplatz hallte, die Büsche erreichte und von ihnen verschluckt wurde.

Gleichzeitig wuchs der Körper an, bekam das dunkle Fell, die Nase veränderte sich ebenso wie der Mund, aus dem sich eine lange Schnauze hervorschälte, mit Reißzähnen, die jeden menschlichen Körper mit einem Biss zerfetzen konnten, wenn sie wollten.

Mit einer zackig anmutenden Bewegung fuhr er dicht vor mir in die Höhe und ich reagierte sofort.

Bevor mich seine Pranken erwischen konnten, drückte ich ihm die Mündung mitten in die pelzige Fratze hinein.

»Nur keine falsche Bewegung, Bestie! Die geweihte Silberkugel wird dich zerreißen!«

Der Werwolf keuchte. Er stand nicht still, denn die Verwandlung war noch nicht abgeschlossen.

Seine Pranken wuchsen weiter, die Nägel wurden zu kleinen Messern und ich sprach die hinter mir stehende Nadine Berger an, ohne sie sehen zu können.

»Sag der Layton, dass es unentschieden steht, Nadine!«

Sie antwortete nicht.

Ich wiederholte meine Bitte, allerdings mit einem unguten Gefühl in der Magengegend.

Wieder erhielt ich keine Antwort.

Auf einmal wusste ich, dass man mich geleimt hatte. Ich hielt die Waffe fest, ging zwei Schritte zurück und schielte mit einem Auge zur linken Seite hin, wo Nadine eigentlich hätte stehen müssen.

Sie war nicht mehr da. »Nadine!«

Keine Antwort. Aber einen Automotor hörte ich. Da der Wagen ohne Licht fuhr, konnte ich nur raten, wo er gestartet war. Sekunden vergingen, bis der dünne Schrei meine Ohren traf.

»John, sie hat mich…«

Ich hätte vor Wut im Boden versinken können. Auch wenn der Name nicht erwähnt worden war, wusste ich doch, dass sie nur von Morgana Layton gesprochen haben konnte…

***

Es war auch für Nadine Berger überraschend gekommen. Sie hatte fest damit gerechnet, dass ihr Freund die Lage zumindest halbwegs im Griff hatte, dann war der heimtückische Angriff in ihrem Rücken erfolgt. Wer die Schlinge geworfen hatte, war für sie nicht erkennbar gewesen. Sie war dicht vor ihrem Gesicht hergewischt, hatte den Hals erreicht und war blitzschnell zugezogen worden.

Dann der Ruck. Nadine kippte nach hinten. Die Luft war ihr abgeschnürt worden, denn die dünne Schlinge hatte sich blitzschnell um ihren Hals zusammengezogen.

Bevor sie mit dem Hinterkopf aufschlug, packte sie eine Hand. Sie nahm einen scharfen Geruch wahr, der gleichzeitig mit einem Parfüm durchzogen war. Wenig später schon schlugen die Buschzweige über Nadine zusammen.

John konnte nichts mehr für sie tun. Er hatte sich auf die Verwandlung des Mannes in einen Werwolf konzentrieren müssen und so konnte Nadine unbeobachtet weitergeschleift werden.

Gar nicht mal weit und auch einen relativ bequemen Weg, denn sie brachen durch kein Buschwerk.

Die Schuhe der Frau schleiften mit den Hacken über Asphalt.

Wenig später gerieten sie in einen tiefen Schatten, der nach Öl roch.

»Wir sind da, Schätzchen!« Mit einer heftigen Bewegung zerrte Morgana die Gefangene in die Höhe, drehte sich um und rammte eine Hand gegen ihr Brustbein.

Wieder kippte Nadine nach hinten. Nichts hielt sie auf, denn die beiden Türhälften der Ladefläche standen offen. Nadine purzelte hinein, blieb rücklings liegen und sah Morgana Layton, die ihr sehr schnell nachkletterte.

Mit einer geschickten Bewegung löste sie die Schlinge vom Hals der jungen Frau und fesselte sie dann mit Handschellen. Nadine wurde hoch gejagt, damit sie ihrem Ziel entgegenkriechen konnte.

Es war das nach hinten geöffnete Fahrerhaus mit den beiden breiten Sitzen.

Morgana Layton drückte Nadine auf den Beifahrersitz und lachte sie hart an.

»Hör auf zu lachen!«, krächzte die Gefangene, deren Hals fürchterlich schmerzte.

»Warum?«

»Du hast nicht gewonnen. Sinclair hat ihn…«

»Das weiß ich, Schätzchen.« Sie ließ den Motor an. »Und er wird sich hüten, ihm irgendetwas zu Leide zu tun, das kann ich dir schriftlich geben. Wenn ich auf Adnan Trevayne verzichten soll, wird Sinclair auch auf dich verzichten müssen.« Sie startete, und gab Nadine noch einen Rat. »Du kannst ihm Bescheid geben, deinem Freund. Los, schrei aus dem Fenster, wie es dir geht…«

Mit einer Hand lenkte Morgana, mit der anderen drehte sie blitzschnell die Seitenscheibe nach unten.

Und Nadine Berger gehorchte. In diesen Augenblicken wurde ihr klar, dass sie unter ihr vorheriges Leben noch längst keinen Schlussstrich gezogen hatte…

***

Ich stellte mir vor, wie die Kugel aus dem Lauf raste und in den Kopf der vor mir stehenden Bestie schlug, um ihn zu zerstören. Wie gesagt, das stellte ich mir vor. In die Tat setzte ich diesen Vorsatz nicht, um. Stattdessen lauschte ich dem Motorgeräusch des Fahrzeugs, das allmählich verklang.

Zurück blieben zwei Personen, die sich hassten, die sich am liebsten vernichtet hätten, aber dieses neue Spiel mitmachen mussten, weil eine andere die Karten gemischt hatte.

Es hatte keinen Sinn, auf dem Parkplatz zu warten, ich musste weg von hier und etwas unternehmen. Allein stand ich auf verlorenem Posten. Abe Douglas hatte mir seine Hilfe angeboten. Ich würde sie jetzt brauchen.

Von irgendwelchen Zeugen waren wir nicht gesehen worden. Auch das Heulen hatte keinen Menschen ins Freie gelockt, der Parkplatz und dessen Umgebung gehörte uns allein.

Soweit ich mich erinnern konnte, steckte der Schlüssel. Wir würden ohne Schwierigkeiten wieder in die kleine Wohnung zurückkehren können. Der Werwolf und ich.

Ein Wahnsinn, echt verrückt, total irre, aber nicht zu ändern. Die Bestie hatte natürlich nicht vergessen, mit welcher Munition meine Waffe geladen war. Er verhielt sich dementsprechend ruhig, gab mir keinen Anlass zum tödlichen Schuss.

Ich konnte die Tür öffnen und drückte die Bestie in den kleinen Flur. Danach dirigierte ich ihn in den Wohnraum, in dem ein Geschöpf wie der Werwolf als Fremdkörper wirkte.

Er prallte auf die schmale, billig aussehende Couch, wo er sich nicht rührte und so wirkte, als hätte jemand eine Puppe dort platziert, um kleine Kinder zu erschrecken.

Aber dieser Werwolf war kein totes Wesen, er lebte. Und er zeigte dies auch.

Sein Maul bewegte sich, klappte auf, dann wieder zu und zwischen den Zähnen schimmerte der gelbweiße Geifer. Wie Leimfäden klebte er vor der Öffnung.

Die Augen hatten sich ebenfalls verändert. Sie zeigten einen erbarmungslosen Ausdruck. Der Blick war stechend und ich spürte die Grausamkeit fast körperlich.

Das Summen der Klimaanlage kam mir in dieser Zeit überlaut vor. Noch lauter allerdings klangen mir die Geräusche entgegen, die der Werwolf von sich gab.

Das war eine Mischung aus Schmatzen und Würgen und er konnte auch nicht ruhig sitzen bleiben.

In ihm steckte eine gewaltige Unruhe, wahrscheinlich die Gier nach weiteren Opfern.

Die Mündung meiner Waffe hielt ihn davon ab. Sie schaute ihn an

wie ein leeres Auge.

So bewegte er sich weiter, hob die Arme, winkelte sie an und rammte seine Pranken nach unten, wobei er mit den langen Nägeln ein Kissen aufschlitzte und den Stoff der Couch ebenfalls.

Ohne ihn aus den Augen zu lassen, hatte ich es geschafft, nach dem Telefon zu angeln. Ich stellte den Apparat auf meinen Schoß und wählte eine bestimmte Zahlenfolge.

Es gibt bestimmte Telefonnummern, die kenne ich im Schlaf. Die des G-man Abe Douglas gehört dazu.

Im Office würde er wohl nicht mehr sitzen, deshalb klingelte ich bei ihm zu Hause an.

Einige Male ging der Ruf durch, bis sich Abe Douglas mit einem Fluch auf den Lippen meldete.

»Hör auf zu schlafen und zu fluchen, Abe!«

»Du bist es, John?«

»Wer sonst?«

»Was ist passiert?«

»Erzähle ich dir später. Ich will, dass du zu folgender Adresse kommst. Und wundere dich nicht, wenn du bei mir einen ungewöhnlichen Besucher entdeckst.«

»Ist deine Freundin wieder…«

»Nein, das hat mit ihr nichts zu tun.«

Ich hörte ihn stöhnen. »Okay, bin gleich da. Immer wenn du im Lande bist, ist es mit meiner Ruhe vorbei.«

»Das habe ich nun mal so an mir.«

Ich legte auf und wartete.

Die Bestie starrte ins Leere oder schaute mich an, so genau war das nicht zu erkennen.

Die Augen glichen geschliffenen Perlen, sie waren ohne Gefühl. Das Maul stand offen, der Geifer klebte noch zwischen den Reißzähnen. Manchmal drückte er sich vor. Dann sah es aus, als wollte er starten und mich anspringen, doch er hielt sich immer wieder zurück.

Wie lange würde er eine Bestie bleiben?

Die Nacht über? Vielleicht bis zum Morgengrauen oder nur für eine Stunde?

Ich hoffte auf Letzteres.

Natürlich sorgte ich mich um Nadine. Ich ging auch davon aus, dass Adnan Trevayne wusste, wo sie sich aufhielt, aber er konnte mir in seinem Zustand keine normale Antwort geben. Ich musste warten, bis er wieder normal war.

Was war in der Zwischenzeit mit Nadine geschehen? Morgana Layton war kalt und grausam, wenn es um ihren eigenen Vorteil ging. Und den suchte sie überall.

Sie schätzte Nadine als eine Verräterin ein. Wie diese Bestien mit

Verrätern umgingen, das wusste ich aus Erfahrung. Eine Chance besaß sie allerdings.

Wenn Morgana Nadine als Trumpf gegen mich ausspielen wollte, musste sie meine Freundin am Leben lassen. Ebenso musste ich mich bei Trevayne verhalten.

Ruhig zielte das Mündungsloch auf seinen pelzigen Körper. Ich schielte auf die Uhr am linken Handgelenk. Nur noch etwas über zehn Minuten, dann war die erste Stunde des Tages endlich vorbei. Wann Abe Douglas erscheinen würde, wusste ich nicht.

Er kam und zeigte sich zuerst am Fenster. Als sein Schatten erschien, winkte er mir gleichzeitig zu, um bei mir eine Überreaktion zu vermeiden. Ich winkte mit der linken Hand zurück, bevor ich in einem Halbkreis andeutete, dass er zur Tür gehen sollte, die ich nicht abgeschlossen hatte. Genau zwei Minuten vor ein Uhr erschien Abe Douglas mit gezogenem 38er Smith & Wesson, blieb an der Tür stehen und richtete die Mündung auf die haarige Bestie.

»O shit«, sagte er nur und schüttelte den Kopf. Mit schleichenden Schritten kam er näher, umrundete den Werwolf und nahm ihn von der anderen Seite aufs Korn.

Sein Finger lag am Drücker, doch ich warnte Abe davor, abzudrücken. »Lass es, wir brauchen ihn.«

»Für was?«

»Wenn er redet…«

Der G-man lachte mich scharf an. »Der und reden? Nie. Der bringt ja nicht mal ein Würgen zustande.«

»Da könntest du sogar Recht haben, wenn er ein Werwolf bleibt.«

»Verstanden, John. Wann wird er sich wieder verwandeln?« Mit dem Jackenärmel wischte der Mann über seine schweißnasse Stirn.

»Vielleicht schon sehr bald.« Die Antwort gab ich genau um eine Minute vor eins.

Natürlich standen die Chancen nicht besonders gut. Es gab Werwölfe, die bis zum Tagesanbruch in ihrer bestienhaften Gestalt blieben, andere wiederum erlebten die Verwandlung nur für die Dauer von einer Stunde. Hoffentlich gehörte dieser hier zur zweiten Kategorie.

Obwohl zwei Waffen auf ihn gerichtet worden waren, schnellte er in die Höhe.

Sofort glitt Abe Douglas zurück und nahm die Combat-Haltung ein. Er wollte feuern.

Ich sprach dagegen. »Nein, nicht schießen!«

»John, er…«

»Die Bestie verwandelt sich, Abe. Glaube mir!«

Douglas holte hörbar Luft. Er wartete ebenso ab wie ich. Längst war ich aufgestanden und hatte meinen Standort gewechselt. Ich stand am Fenster, denn auf der Couch tobte der Killer Trevayne.

Er lag auf dem Rücken, das noch immer vorhandene Maul stand offen. Er schlug auf seinen Körper, als wollte er ihn aufreißen und die Innereien bei lebendigem Leib hervorholen.

Seine Krallen zogen sich zurück. Die Spitzen verschwanden ebenfalls, es wurden wieder Finger daraus mit ganz normalen Nägeln, die man als relativ stumpf ansehen konnte.

Diesmal heulte er nicht, dafür würgte er, als wäre ihm übel geworden. Er schleuderte seinen Kopf von einer Seite auf die andere, biss wieder in den Stoff, ließ seine Fratze für eine Weile dort liegen, bewegte zuckend den Rücken, schnellte hoch auf die Knie und zwischen seinen noch immer vorhandenen Reißzähnen klemmte der Stoff der Couch, den er herausgefetzt hatte.

Mit einem Knurrlaut schleuderte er seinen Körper von der Couch und prallte zu Boden.

Dort blieb er zunächst liegen, kratzte über den Teppich, während sein Körper zuckte wie unter Peitschenschlägen.

»Das ist unglaublich, John!«, flüsterte der FBI-Agent. »Das kann ich nicht fassen.«

»Keine Panik. Eine Rückverwandlung ist harmlos.«

»Klar, wenn du das sagst.« Er lachte glucksend. »Bei dir hat man wirklich Mühe, den Humor zu behalten.«

»Jericho war schlimmer, Abe.«

Ich hatte damit auf einen Fall angespielt, der noch nicht lange zurücklag und uns in die Wüste des ehemaligen Wilden Westens geführt hatte. Ich war sicher, dass wir von Jericho noch einiges hören würden. Jetzt aber mussten wir uns um den Werwolf kümmern, der in den letzten Minuten sein Fell verloren hatte, wieder menschlich aussah und nur die zerfetzte Kleidung trug.

Er lag auf dem Bauch. Ich stieß ihn leicht mit der Schuhspitze an. »Stehen Sie auf, Trevayne.«

»Was hast du da gesagt?«, keuchte Abe. »Trevayne?«

»Genau.«

»Adnan Trevayne, der Cop-Killer. Wie schön, dass ich ihn auf dem Silbertablett servieren kann.«

»Noch nicht.«

»Willst du ihn…?«

»Bitte, Abe nicht jetzt.« Ich verstand die Wut meines Freundes, aber er musste auch mich begreifen, schluckte seine Wut und schaute zu, wie der Killer aufstand.

Trevayne war noch nicht voll da. Er stand zwar, schwankte aber und musste sich abstützen. Dazu diente ihm die Tischplatte, die er erreichte, als er sich nach vorn beugte und seine Arme ausstreckte.

»Können Sie reden, Trevayne?«, fragte ich.

Er schaute hoch. Aus seinem Mund rann Speichel, vermischt mit

einem gelblichen Schaum. Dann lachte er kalt.

»Machs Maul auf, Cop-Killer!«, fuhr ihn Douglas an. »Mach nur dein Maul auf.«

»Langsam, Abe.«

»Hör zu, John.« Douglas ließ sich nicht beirren. »Das ist keiner aus dem Kindergarten, der da vor dir steht. Dem musst du schon Stoff geben und nicht zu knapp. Trevayne ist auch ein Tier, wenn er sich nicht gerade als Monster zeigt. Das ist so ziemlich das Schlimmste, was die Verbrecherwelt in den letzten Jahren hervorgebracht hat. Ich traue ihm nicht über die Breite meines Fingernagels.«

Den Killer schienen die Worte nicht zu interessieren. Er war froh, einen Sitzplatz gefunden zu haben, stemmte sein Kinn in die Handflächen und schaute zu uns hoch.

»Was ist, Trevayne?«

»Ihr seid in der Zwickmühle, ihr beiden Bullen.«

»Mal sehen.«

Er winkte ab. »Kommen Sie, ich kenne das Spiel. Habe lange genug mit Bullen zu tun gehabt.«

»Dann weißt du auch, dass es Ihnen an den Kragen gehen kann, Trevayne. Für Cop-Killer zeigt man wenig Verständnis. Ich an Ihrer Stelle würde den Mund aufmachen.«

Der dunkelhaarige Mann mit dem verschwitzten Gesicht lachte scharf. »Was wollen Sie denn wissen?«

»Ich denke da an ihr Erinnerungsvermögen. Können Sie sich daran erinnern, wie Sie es schafften, sich in einen Werwolf zu verwandeln? Wenn ja, reden Sie.«

Ich hatte ihn dazu aufgefordert und schaute ihn an. Der Killer verzog den Mund. »Du bist kein Bulle von hier!«, flüsterte er. »Aber du scheinst mir gefährlich zu sein.« Seine Lider verengten sich bei jedem Wort, aber er schloss sie nicht. »Ich kann mich erinnern, dass du eine Waffe gehabt hast. Keinen 38er, sondern eine Pistole. Womit war die noch geladen?«

»Mit geweihten Silberkugeln.«

»Stimmt. Wer bist du?«

»Ich komme aus London und reise in der gesamten Welt umher, um nach Werwölfen zu suchen. Besonders interessiert mich dabei eine gewisse Morgana Layton, die Sie ja kennen.«

Trevayne strich über sein Kinn, als wollte er fühlen, ob sich dort noch Fellreste befanden. Dabei nickte er. »Ja, ich kenne sie. Morgana Layton ist ein Wahnsinnsweib. Hast du schon mal mit ihr im Bett gelegen, Bulle? Wahrscheinlich nicht. Die ist ein Ereignis, die holt dir das Weiße aus den Augen, sie…«

»Es reicht, Trevayne. Wir sind nicht scharf darauf, Einzelheiten von Ihnen zu erfahren. Wie ging es weiter? Sie gerieten in den Bann dieser

Person?«

»Klar doch. Sie zog mich auf ihre Seite. Sie pflanzte mir auch den Keim ein.« Er stieß seinen Finger gegen mich. »Der macht mich fast unbesiegbar, Bulle. Und ich sage dir noch etwas: Ich gehöre zu den Stars in der Szene. Die Bullen haben mich eingefangen, okay, aber sie wussten nichts von Morgana. Sie wissen nichts von den Kräften des Mondes. Das ist unsere Zeit.«

»Wo ist Nadine Berger?«

Dass er auf diese Frage gewartet hatte, war klar. Er schaute mich an. Seine Augen hatten einen spiegelnden Glanz bekommen, der Mund mit den schmalen Lippen war verzogen. Sehr bedächtig strich er über das glänzende Haar. »Ja, wo steckt sie denn, deine kleine Freundin? Ich würde sagen, bei Morgana. Sie hat sich deine kleine Nadine geholt und einfach mitgenommen.«

»Das weiß ich. Wohin?«

Er lehnte sich zurück und breitete seine Arme übertrieben langsam aus. Mir war klar, dass er log. Er zog hier ein Schauspiel ab, in dem er den Hauptdarsteller spielte und sich seiner Macht bewusst war.

»Ich habe zwar mit ihr geschlafen, Sinclair, aber ich weiß nicht, wo sie sich aufhält. Sie erzählt mir nicht alles.«

»Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Beweisen Sie mir das Gegenteil.«

Abe Douglas war es leid. Ich hatte ihn noch nie so wütend erlebt. Er riss den Mann in die Höhe, schleuderte ihn herum, bis Trevayne gegen die Wand krachte, sich dort fing und in die Mündung des 38ers schaute, die der G-man auf ihn gerichtet hielt. »Mach dein Maul auf, Killer! Ich gebe dir diesen Rat. Wir finden sie, das schwöre ich dir. Es kommt nur darauf an, wie du es überstehst. Ob mit zerschmettertem Schädel oder mit einem heilen. Rede, Killer, und rede sofort!«

»Ich bin nicht ihr Kindermädchen.«

»Du hängst mit ihr zusammen. Du weißt, wo sie ihr Versteck hat. Und du wirst uns hinführen.«

Trevayne lachte nur. Er amüsierte sich über unsere relative Hilflosigkeit. Ich schob Abe zur Seite, der vor Wut mit den Zähnen knirschte.

»Ach, jetzt du, Bulle?«

»Ja, ich.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter, Trevayne. Ich möchte von Ihnen wissen, wo wir Morgana Layton finden können. Es wäre besser, wenn Sie Auskunft geben.«

»Wieso das?«

»Ganz einfach. Ich kenne die New Yorker Polizei ein wenig. Und ich weiß auch, dass es Zellen gibt, aus denen selbst ein Werwolf nicht

fliehen kann, weil sie einfach zu stabil sind. Oder würden Sie es sich zutrauen, armdicke Eisenstäbe zu durchbrechen oder zu verbiegen?«

»Es käme auf einen Versuch an.« Sehr überzeugend klang die Antwort nicht.

Ich winkte Abe Douglas zu. »Du kannst deine Kollegen anrufen, damit sie ihn abholen. Bis zur nächsten Verwandlung hat er noch gut dreiundzwanzig Stunden Zeit. Da kann er sich überlegen, ob er es sich zutraut, eine Zelle aufzubrechen.«

»Mach ich, John.«

»Augenblick!«, rief der Killer dazwischen, der ja nicht dumm war und seine Chancen richtig einschätzte. »Es ist nicht gerade gut, bei den Bullen zu hocken. Was wollt ihr denn von mir wissen? Los, redet, vielleicht können wir uns einigen.«

»Hört sich nicht schlecht an«, murmelte ich lächelnd. »Wie war das mit Morgana?«

»Sie ist toll!«, erklärte er mit funkelnden Augen.

»Nur für Sie?«

»Was soll das heißen?«

»Ganz einfach, Trevayne. Raten Sie mal, aus welchem Grund ich nach New York gekommen bin. Nicht Ihretwegen, nein, wir haben uns ja nie gekannt. Der Mann hieß Cushman. Und er hatte das gleiche Schicksal hinter sich wie Sie, Trevayne. Auch er ist einem tollen Weib auf den Leim gekrochen, einer gewissen Morgana Layton. Sie hat mit ihm geschlafen und sie hat ihm den Keim des Werwolfs eingepflanzt. Können Sie das verstehen, Trevayne? Sie sind nicht allein ihr Günstling. Es gibt zahlreiche, die ihr zur Seite stehen, verteilt möglicherweise in der gesamten Welt. Sie müssen Ihre Traumfrau teilen, mein Lieber.«

Trevayne war geschockt. Er verlor an Farbe. Dafür schimmerten seine Lippen bläulich. »Ich weiß, dass ihr mich reinlegen wollt, verdammt noch mal.«

»Überhaupt nicht. Es ist wirklich so. Weshalb sonst hätte ich von London hierher kommen sollen? Du bist wirklich nicht ihr einziger Lover gewesen. Oder hast du das geglaubt?«

»Hör auf!«

»Du kannst dich davon überzeugen, Trevayne. Es ist ganz einfach. Wir werden gemeinsam zu ihr fahren. Dort kannst du sehen, dass es noch andere Männer gibt als dich. Es ist eben dein Pech, Trevayne, dass du dich in sie verliebt hast. Da hat dich dein Killerinstinkt verlassen. Ich weiß, als Mörder ist man einsam wie ein Wolf, der durch ein Revier streunt. Aber der Mensch ist kein Tier. Er sucht, auch wenn er so kalt und brutal handelt wie du, irgendwo Geborgenheit. Das kann dir jeder Psychologe sagen, Trevayne. Dein Pech, dass du…«

»Halt dein Maul, Sinclair.«

»Warum?«
»Hör auf!« Er schwitzte plötzlich. Die Tropfen in seinem Gesicht blieben nie an der gleichen Stelle.
Sie waren kaum erschienen, da rannen sie schon in dünnen Bahnen über die Haut nach unten.
»Das war gut, John!«, lobte mich der G-man mit Flüsterstimme. »Das war sogar super!«
Trevayne atmete keuchend. Ich konnte mir vorstellen, welche Gedanken jetzt durch seinen Kopf zuckten. Und plötzlich hielt er es nicht mehr aus.
Blitzschnell warf er sich vor. Dabei nahm er keine Rücksicht auf unsere Waffen. Gleichzeitig bewies er, dass er nicht nur mit Schießeisen umgehen, sondern auch seine Hände als Waffen einsetzen konnte. Diese Handkanten wischten wie Schmetterschläge auf mich zu. Sie hätten mich töten können, wenn ich stehen geblieben wäre, aber ich tauchte weg und schlug mit der Beretta zu.
Ich traf ihn irgendwo am Arm, ohne ihn stoppen zu können. Dafür räumte er mich zur Seite und hatte für einen Moment freie Bahn. Wirklich nur für einen Moment, denn Abe Douglas schmetterte ihm von der Seite her einen Stuhl gegen den Körper.
Es war schon mehr ein leichter Sessel und den Aufprall konnte auch ein Mann wie Trevayne nicht verkraften. Er flog zur Seite, geriet außer Kontrolle und kassierte von mir einen Tritt, der ihn vollends zu Boden schleuderte, wo er sich überrollte, aber noch längst nicht ausgeschaltet war, denn schwungvoll schnellte er wieder hoch.
Abe schoss!
Er hatte einen günstigen Moment ausgenutzt und auch dort getroffen, wo er wollte.
Die Kugel streifte das Ohrläppchen des Killers, bevor sie in die Wand klatschte.
»Die nächste sitzt zwischen deinen Augen, Trevayne!«
Vom rechten Ohr des Killers tropfte Blut. Dann fing er an zu lachen und schüttelte den Kopf. »War ein kleiner Spaß, Bulle, mehr nicht.«
»Der auch hätte tödlich enden können.«
»Möglich.«
Abe Douglas durchsuchte ihn nach Waffen. Seltsamerweise fand er keine, Trevayne hatte sich tatsächlich allein auf seine Kraft verlassen, als er in die Metamorphose eingetreten war. Er fand trotzdem noch Zeit, uns zu drohen.
»Wenn ich einen von euch allein erwische, seht ihr stark aus!«, versprach er uns.
»Reden Sie nicht. Haben Sie vergessen, was ich Ihnen vorhin sagte?«
»Nein, Bulle.«
Ich lächelte schmal. »Wenn Sie erleben wollen, wie viele Liebhaber

sich Ihre Freundin Morgana noch außer Ihnen hält, dann sollten wir zu ihr fahren.«

»Ich weiß nicht, wo sie ist.«

Dass er log, stand fest. »Haben Sie sich allein in dieser Stadt herumgetrieben? Ich glaube kaum. Sie hatten mit ihr Kontakt und Sie werden mir sagen, wo wir sie finden können.«

»Ihr nehmt mich mit?«

»Nicht gern, doch was bleibt uns anderes übrig?«

Da lachte er schief, nickte und meinte: »Wir sollten einen Wagen nehmen, da sind wir schneller…«

***

Nadine Berger war gefesselt und Morgana Layton traf zudem keinerlei Anstalten, sie von den Handschellen zu befreien. Noch im Wagen waren ihr die Augen verbunden worden. Danach hatte es für Nadine eine reine Odyssee gegeben, eine Fahrt, die zunächst mit einem Wagen durchgeführt wurde.

Später, als sie aus dem Fahrzeug stieg, hatte Nadine schon die Nähe des Meeres riechen können und befand sich kurz danach auf einem Boot.

Nicht allein mit Morgana, denn die Wölfin, noch in ihrer menschlichen Gestalt, sprach mit einigen Personen, die ihr auch antworteten. Sie war von Männern umgeben.

Nadine lag auf dem Deck. Eine Handfessel klemmte um einen Stab der Reling. Aus eigener Kraft konnte sie sich nicht befreien. Zudem hatte man ihr die Augenbinde nicht abgenommen. Sie musste sich auf die anderen Sinne verlassen.

Manchmal hörte sie den Klang der Schritte dicht neben sich und dann merkte sie auch den Geruch.

Er war einfach zu typisch, um ihn nicht deuten zu können. Scharf, beißend und widerlich. So rochen nur Wölfe, aber nicht die normalen, sondern diejenigen, die sich bei Vollmond verwandelten und zu reißenden Werwolf-Bestien wurden.

Das geschah zudem auf diesem Schiff.

Es lief Nadine kalt den Rücken hinab, als sie die typischen Geräusche vernahm, die dazugehörten.

Jede Metamorphose glich einer schweren Geburt, begleitet von heulenden und jammernden Lauten und manchmal auch von einem widerlich klingenden Schlürfen, als würde ein Tier Wasser saufen.

Nadine konnte nicht sagen, wie viele dieser Bestien sich auf dem Schiff verteilten, aber sie sah ein, dass sie gegen diese Übermacht keine Chance hatte.

Das Boot hatte nicht abgelegt. Es lag vertäut und dümpelte auf den Wellen.

Dann schreckte sie zusammen und verspürte Angst, als sich harte Pranken um ihren Körper legten.

Der Werwolf war nahe, zu nahe, was auch Morgana einsah und ihn in seine Schranken verwies.

Nadine erlebte, wie die Bestien vor der Layton kuschten und sich rasch zurückzogen.

Sie aber blieb.

Nadine bekam ihre Nähe deutlich zu spüren, als die Hände der anderen über ihren Körper und das Gesicht glitten. Obwohl sie nur streichelten, kamen sie Nadine vor wie grausame Pranken, die nur darauf zu warten schienen, zugreifen zu können.

»Los«, sagte sie mit keuchender Stimme. »Töte mich doch, Morgana. Dann bist du mich los, dann hast du deine Ruhe!«

Die andere lachte nur. »Stimmt, ich hätte meine Ruhe. Vielleicht will ich dich gar nicht töten.«

»Warum nicht? Ich bin eine Verräterin!«

»Das weiß ich. Aber du bist eine ebenso gute Geisel oder ein Faustpfand, wie man es nimmt. Jedenfalls werden wir jetzt eine kleine Reise unternehmen…«

»Wohin?«

Die Layton gab keine Antwort. Stattdessen nahm sie Nadine die Augenbinde ab.

Trotzdem blieb sie mit geschlossenen Augen liegen. Sie wartete einige Sekunden, öffnete die Augen, schaute in einen dunklen Himmel, an dem sich der Mond abzeichnete, dessen Strahlen Nadine kalt ließen.

Im Gegensatz zu Morgana, die neben ihr stand. Sie wirkte groß und schlank. Da ein leichter Wind wehte, bewegte dieser auch ihr langes braunes Haar.

Nadine musste sich eingestehen, dass Morgana eine interessante Frau war. Nicht unbedingt bildhübsch, das Gesicht hatte etwas Strenges an sich, aber sie wirkte auf Männer und konnte sie um den kleinen Finger wickeln. Morgana trug ein Flatterkleid, dessen Stoff glänzte. Ihr Mund war geschwungen und zu einem kalten Lächeln verzogen. In den Augen lag nicht die Spur von Grausamkeit. Sie wirkten irgendwie kühl und auch neutral.

Andere Gestalten huschten über das Deck. Mit Bewegungen, die von Wölfen stammten und nicht von Menschen, das war allein an ihrem unregelmäßigen Gang zu erkennen.

Einer geriet in ihre Nähe.

Nadine schauderte, als sie das schreckliche Gesicht mit der weit vorgezogenen Schnauze sah und den kalten Augen darüber.

»Einer meiner Freunde«, flüsterte die Layton.

»Wie viele hast du davon?«

»Eine ganze Menge. Es gibt immer wieder Männer, die sich in mich verlieben.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen.«

Sie trat zu. Nadine spürte den Schmerz an ihrem Oberschenkel, dann wandte sich die Layton ab und ging zur Brücke, die sich als kleiner Aufbau vom Heck des Schiffes abhob.

Dort erteilte sie die entsprechenden Befehle und nur kurze Zeit später wurden die Maschinen angelassen. Sehr langsam glitt das hell gestrichene Schiff, schon eine kleine Jacht, aus dem provisorischen Hafen hinaus in das offene Wasser der Jamaica Bay, mit südwestlichem Kurs.

Noch immer war Nadine Berger gefesselt. Wenn das Boot schlingerte, übertrugen sich die Bewegungen auch auf sie und dann griff dieser verdammte Eisenring jedes Mal zu wie eine Zange, die in ihr Fleisch drückte.

Nadine wusste, dass in der Jamaica Bay zahlreiche Inseln lagen, und sie ging davon aus, dass sie auf einer dieser Inseln landen würden. Ein ziemlich sicheres Hauptquartier, wenn man sich verstecken wollte, wie es die Layton tat.

Nadine konnte auch verstehen, dass man sie gefesselt ließ. Wenn sie über Bord sprang, bestand die Möglichkeit, eine der zahlreichen Inseln anzuschwimmen. Da war es aus der Sicht der Layton schon besser, sie unter Kontrolle zu haben.

Das Schiff pflügte durch die Wellen. Nadine lag rücklings auf den Decksplanken und dachte daran, dass immer mehr Zeit verstrich. Die Werwölfe ließen sich nicht blicken. Auch rechnete Nadine damit, dass Morgana Layton das Schiff lenkte. Das traute sie ihr ohne weiteres zu.

Die ehemalige Wölfin dachte nicht allein über ihr Schicksal nach, auch über John Sinclairs. Beide waren sie von der Layton reingelegt worden. An Schläue, Raffinesse und Brutalität war diese Person kaum zu überbieten und sie handelte stets im Auftrag eines Höheren, eines Wesens, das Fenris hieß.

Würde es John überhaupt gelingen, die Spur zu finden? Das war die große Frage. Viel Hoffnung machte sie sich nicht. Es gab einfach zu wenig Spuren, zudem drängte die Zeit, denn die Layton würde Nadine nicht ewig am Leben lassen.

Sie kam wieder. Wie eine Königin schritt sie über das Deck, den Kopf erhoben, das blasse Gesicht dem Mondlicht zugewandt, ohne sich dabei zu verwandeln.

Ihr Lächeln schien wie festgefroren zu sein. Mit einer schwingenden Bewegung glitt sie neben Nadine auf die Knie. Ihre kalten Augen schauten direkt in das Gesicht der Frau.

Nadine wich dem Blick nicht aus. Sie fühlte sich trotz allem innerlich stark genug.

»Na, was denkst du, Verräterin?«
»Nichts. Was soll ich denken?«
»Zum Beispiel über dein Schicksal.«
»Ich kann es nicht ändern, tut mir Leid.«
»Doch, das kannst du.« Sie streckte die Beine aus. »Wie wäre es, wenn du wieder zurückkehrst in die Welt, aus der du gekommen bist? Ist das ein Vorschlag?«
Nadine war perplex. »Was soll ich? Soll ich tatsächlich wieder zu einer Wölfin werden?«
»Ja, Nadine, aber zu einer echten.«
»Nein.« Diese Antwort schleuderte Nadine der Person entgegen. Sie war ehrlich gemeint.
Die Layton ließ sich davon nicht erschüttern. »Entscheide dich nur nicht zu schnell, Nadine.«
»Doch. Ich habe mich längst entschieden. Ich kann dieses Leben nicht mehr führen, das ja kein Leben ist. Es ist nicht mehr als ein Dahinvegetieren. Ich habe wieder gespürt, was es heißt, ein Mensch sein zu dürfen. Niemals kehre ich zurück in die Welt des Schreckens. Niemals, Morgana.«
»Ist es dir denn so schlecht ergangen?«
»Ja, ich habe Schlimmes durchgemacht und ich bin froh, dass ich mich als Mensch nicht mehr an alles erinnern kann, sonst wäre ich innerlich zerbrochen.«
Morgana hatte zugehört und hingeschaut. Auch Nadine wandte ihren Blick nicht ab und sie fand heraus, dass sie in dem Gesicht der Werwölfin etwas störte.
Sie wusste nicht, was es war, aber das Misstrauen blieb bei ihr wie ein ständiger Begleiter. Diese Person wusste mehr, als sie Nadine gegenüber zugab. Als könnte sie in die Zukunft schauen und dort das Schicksal der Gefangenen ablesen.
»Es wäre wirklich besser für dich, wenn du dich auf unsere Seite schlagen würdest, Nadine.«
»Um zur Bestie zu werden?«
»Zu meiner Partnerin.«
»Nein danke. Ich wüsste nicht, was mir Schlimmeres passieren könnte, als in diesen gefährlichen Zustand zurückzukehren. Da hast du dich geirrt, Morgana.«
»Dann hast du zu wenig Fantasie, mein Kind.«
»Was heißt das denn wieder?«
Die Layton nickte sehr bedächtig. »Ich will dir sagen, dass es weitaus schlimmere Zustände gibt als der eines Werwolfs. Aber das spielt keine Rolle mehr, du hast dich ja entschieden. Dann wird alles so laufen, wie wir es vorgesehen haben.« Mit einer geschmeidigen Bewegung stand die Layton auf.

Sie lief hastig weg und gab ein paar Befehle.

Sehr bald schon nahm das Schiff mehr Fahrt auf. Das jedoch registrierte Nadine Berger nur am Rande. Ihr rauschten ganz andere Dinge durch den Kopf.

Morgana Laytons Erklärungen hatten sie mehr beunruhigt, als sie zugeben wollte. Der Vorschlag, sich auf ihre Seite zu stellen, konnte von Nadine nicht akzeptiert werden. Gab es tatsächlich noch etwas Schlimmeres, als ein Werwolf zu sein?

Darüber dachte sie intensiv nach. Zu einem Ergebnis kam sie nicht, weil ihre Fantasie einfach nicht ausreichte. Den Tod klammerte sie dabei aus, weil er ihr nicht so grausam vorkam wie das Schicksal, als Monster durch die Gegend zu laufen.

Das war schon alles verdammt schlimm.

Die Wellen hatten einen gewaltigen Teppich gebildet, der auf der Oberfläche wogte und das Schiff bei seiner schnellen Fahrt in starke Schaukelbewegungen versetzte.

Nadine hörte das Klatschen der anrollenden Wogen gegen die Bordwand und auch sie konnte nicht still liegen bleiben, denn immer wieder rutschte sie über das Deck, bis die Handfessel sie hielt und dabei hart in das Fleisch schnitt.

Der Mond schaute zu.

Kalt und bleich stand er als Kreis am Himmel und gab seine Kraft ab. Die Werwölfe fühlten sich unter seinen Strahlen wohl, da blühten sie auf. Zu erkennen an ihren geschmeidigen und beinahe lockeren Bewegungen, mit denen sie über das Deck liefen. Hin und wieder schauten sie auf Nadine.

Die Frau schauderte jedes Mal, wenn sie die Gier in den Augen der Bestien sah.

Gern hätten sie sich auf das Opfer gestürzt und es gebissen. Aber sie gehorchten ihrer Herrin und hielten sich zurück.

Beinahe sehnte sich Nadine danach, mit der Layton reden zu können. Ihr Wunsch wurde erfüllt, denn Morgana kehrte zurück. Diesmal allerdings befand sie sich mitten in der Metamorphose.

Sie ging schwerfällig, als würde sie eine starke Last drücken. Ihre Arme zeigten einen dunklen Pelz, die Finger waren länger geworden, die Nägel zu Krallen angewachsen. Das Gesicht hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem eines Fuchses, denn von der Form her war es anders geschnitten als das der übrigen Wölfe.

Man sah ihr an, dass sie eine Frau gewesen war, aber man durfte sie nicht unterschätzen.

Das Kleid hatte genügend Weite, um ihren Körper zu verdecken. Als Monster kniete sie neben Nadine. Die Augen funkelten wie geschliffene Diamanten.

Und sie konnte sprechen.

Dies wiederum verdankte sie ebenfalls der Macht des Götterwolfs, der dank seiner Kraft aus ihr eine besondere Wölfin geformt hatte. »Du hast dich entschieden!«, stieß sie mit rauer und leicht veränderter Stimme hervor, die einen Klang angenommen hatte, als würde sie in einen Topf sprechen.

»Du hast dich entschieden, Nadine, deshalb werden wir unseren Plan nicht ändern.«

»Was wollt ihr denn?«

»Wir schaffen dich auf eine kleine Insel.«

»Und dann?«

»Eine winzige Insel, eigentlich nur ein Felsblock, der aus dem Wasser ragt. Dort wirst du dann dein Ende erwarten.«

»Wo ist sie?«

»In der Bay, keine Sorge. Aber es gibt wenige Menschen in der Nähe. Das größere Eiland ist kaum bewohnt. Ich habe es mir angesehen, es hat mir gefallen.«

»Lebst du dort?«

»Für eine Weile schon.«

»Und dann?«

Morgana Layton wartete einen Moment, schaute den Mond an, bevor sie aufstand, gellend lachte und im nächsten Augenblick aus Nadine Bergers Blickfeld verschwunden war…

***

Ein Killer war unsere Hoffnung!

Man durfte nicht darüber nachdenken, aber es gab keine andere Chance für uns. Wir mussten uns auf ihn verlassen, auf seine Aussagen, und wir mussten ihn dazu bringen, sie uns freiwillig zu geben.

Wir hatten ihn mitgenommen und in eine Zelle gesteckt. Tatsächlich schützten ihn Gitter. Sehr dicke Stäbe, von denen der G-man gesprochen hatte.

Gleichzeitig lief eine Fahndung an. Abe Douglas hatte nicht nur seinen Verein eingespannt, auch die City Police war informiert worden. Die Kollegen hielten Ausschau nach zwei Frauen. Die Beschreibungen hatte ich geliefert.

Die Zufahrten nach Manhattan standen ebenso unter Kontrolle wie die nach Staten Island über die Verrazzano Narrows Bridge, doch gesichtet worden waren die beiden Frauen bisher nicht.

Adnan Trevayne schwieg. Für uns stand fest, dass er sich innerlich über unsere Ratlosigkeit amüsierte, aber er machte den Mund einfach nicht auf, da halfen auch keine überzeugenden Argumente.

Dazu war Trevayne zu tief in den Kreislauf des Bösen verstrickt.

Zum dritten Mal betrat ich den Komplex, in dem die Zellen

untergebracht waren. Ich musste den Gang fast bis zu seinem Ende gehen, denn Trevayne hockte in der letzten Zelle und wartete.

Vor dem Gitter blieb ich stehen. Jetzt beschien ihn kein Mondlicht, sondern die Kälte der Leuchtstoffröhren. Er hockte auf einer Pritsche der Tür gegenüber, hob den Kopf und stierte mich an.

Wir sagten beide nichts, unsere Blicke brannten ineinander. Doch wenn ich genau hinschaute, wurde ich einfach den Eindruck nicht los, dass mit Trevayne eine Veränderung vorgegangen war. Er machte auf mich den Eindruck eines älter und kraftloser gewordenen Menschen, der keinen Sinn mehr in seinem Leben sah.

»Es geht dir nicht gut, Trevayne, wie?«

Mit den Händen strich er durch sein Gesicht. »Wie kommst du darauf, Sinclair?«

»Das sehe ich.«

»Dich kann ich noch immer fertig machen.«

»Nein, Trevayne, du bist schwach geworden. So wie du aussiehst, erinnerst du mich an eine Person, die langsam aber sicher dem Tod entgegengeht. Ja, Trevayne, das stimmt.«

»Sinclair«, flüsterte er, »so kannst du mich nicht weich kochen. Nein, nicht mich!«

»Ich will dich nicht weich kochen. Ich will nur, dass du etwas nachdenkst und dein Gedächtnis anstrengst. Oder bist du schon so schwach geworden, dass du selbst dies nicht mehr schaffst, Trevayne? Hast du dein Dasein als Killer bereits abgehakt wie deine Existenz als Werwolf? Dir scheint das Leben in dieser Zelle nicht zu bekommen und den Versuch, die Gitter zu verbiegen, hast du auch nicht gemacht. Es sieht für dich nicht gut aus, Trevayne, gar nicht gut.«

Da schnellte er hoch und auf das Gitter zu. Für einen Moment drängte die alte Kraft in ihm hoch, aber ich ging nicht zurück und sah, wie Trevayne abdrehte und sich mit der rechten Schulter an dem Gitter abstützte, weil er woanders keinen Halt hatte finden können.

»Bist du am Ende, Trevayne?«

Er gab mir keine Antwort, taumelte wieder auf seine Pritsche zu und ließ sich fallen.

Normalerweise gibt es diese einfachen Gitterzellen nicht mehr, die mehr an die Jails aus dem Wilden Westen erinnern. In diesem Fall jedoch war es ganz so. So hatten wir den Killer wenigstens unter Kontrolle. Er wollte nicht mehr hocken bleiben und legte sich lang auf den Rücken.

»Bist du zu schwach, Trevayne? Fehlt dir das verdammte Mondlicht? Gib es zu!«

»Warum sollte ich?«

»Weil ich dann darüber nachdenken könnte, ob ich nicht mit dir hinausgehen soll, um dir die Chance zu geben, dort noch einmal Kraft

zu tanken.«

»Das brauche ich nicht.«

Ich lächelte, denn seine Stimme hatte so geklungen, als hätte er das Gegenteil behauptet.

»Überlege es dir.«

»Nein.«

Ich hob die Schultern, gab mich lässig, weil ich sicher war, dass die Zeit für mich arbeitete. »Ich werde jetzt verschwinden. Wenn du dich anders entschlossen hast, kannst du mir ja Bescheid geben lassen. Das ist kein Problem.«

Betont langsam schlenderte ich davon. Zurückgelassen hatte ich einen nachdenklichen, innerlich erregten und gleichzeitig auch geschwächten Gegner.

Wenn ich mit meiner Vermutung richtig lag, dann musste er einfach reagieren.

Ich hörte meine eigenen Schritte als Echos von den Wänden klingen. Die anderen Zellen waren nicht besetzt. Ich spazierte an den leeren Verliesen vorbei und schaute auf die Tür, die den Gang vorn abtrennte. Sie war elektronisch gesichert. Wer hier einmal festsaß, kam aus eigener Kraft nicht heraus.

Auch ich musste mich durch eine Glocke bemerkbar machen, wenn ich raus wollte.

Ich blieb vor der Tür stehen und war innerlich etwas enttäuscht, weil sich noch nichts getan hatte.

Sollte ich mich tatsächlich dermaßen in Trevayne geirrt haben? War er trotz seiner wunderlichen Reaktionen doch noch stark genug? Oder hatte er mir etwas vorgespielt?

Ich hob die Hand, um den Schalter zu betätigen, der auf der anderen Seite das Signal auslöste.

Zu drücken brauchte ich ihn nicht mehr, denn das scharfe Geräusch weit hinter mir - mehr ein Fauchen - galt mir. Ich glaubte auch, meinen Namen verstanden zu haben.

Ein feines Lächeln glitt über meine Lippen, doch ich ließ mir bewusst Zeit und den anderen schmoren.

»Verdammt, Sinclair!« Danach erklang das Klatschen, als er seine Hände gegen die Stäbe drosch.

»Ist was?«

»Komm zurück!«

»Dann hast du es dir überlegt, Trevayne?«

»Komm endlich!«

»Nun ja, ich habe es dir versprochen und ich gehöre zu den Menschen, die ein Versprechen halten. Moment noch.«

Jetzt hatte ich ihn und ich rieb mir innerlich die Hände. Der Fall lief endlich an. Ob es allerdings reichte, um Nadine noch zu retten, war

fraglich.

Er stand in seiner Zelle und sah so aus, als hätte er sich an den Gitterstäben abgestützt. Sein Gesicht schwamm in Schweiß. Falten durchzogen die Haut wie dicke Furchen. Er sah schrecklich alt aus.

Ich glaubte nicht, dass er die nächsten Stunden überleben würde. Entweder verfiel er in den Zustand einer schrecklichen Lethargie oder er starb praktisch vor meinen Augen.

Trotzdem musste ich auf Nummer sicher gehen. Als ich die Handschellen hervorholte und damit winkte, verstand der Werwolf das Zeichen genau. Freiwillig streckte er mir seine Hände durch die Gitterstäbe entgegen.

»Nein, so geht es nicht. Ich wollte dir nur andeuten, dass ich dich gleich fesseln werde.«

»Egal.« Er ließ die Stäbe los, taumelte zurück zur Pritsche und ließ sich darauf nieder.

Hinter mir an der Wand hing ein Telefon. Ich nahm den Hörer und drückte auf einen weißen Knopf.

Der Wärter vor der Tür bekam ein Signal. Er hob ab und ich erklärte ihm, dass ich die Zelle geöffnet haben wollte.

»Wie steht es mit der Sicherheit, Sir?«

»Die ist gegeben.«

»Ich muss trotzdem Mr. Douglas Bescheid geben. Das ist Vorschrift. Sie müssen zu zweit sein.«

»Tun Sie das, aber beeilen Sie sich.«

Von der Pritsche her hörte ich das Schaben, als sich Trevayne bewegte. Seine Frage klang schwach.

»Was ist denn jetzt wieder los, verdammt? Weshalb öffnest du nicht?«

»Da gibt es Vorschriften, die eingehalten werden müssen. Tut mir Leid für uns beide.«

»Verdammt, und ich krepiere.«

»Das hättest du dir vorher überlegen können, Trevayne. Meine Schuld ist es nicht.«

»Sinclair, ich…«

»Es dauert noch zwei Minuten. Aber wenn du reden willst, solltest du es jetzt schon tun.«

»Nein!«, heulte er auf. »Nein, verdammt, ich werde nicht reden. Ich kenne dich. Du hältst dein Versprechen nicht ein. Ich weiß verdammt genau, wie die Bullen sind.«

»Wie du meinst.« Auch mir wurde die Zeit lang. Ich war froh, als die Tür am Gangende aufgestoßen wurde und ich die Gestalt des G-man sah.

»Und?«, fragte Abe, als er näher kam. »Hat er geredet? Gibt es etwas Neues?«

»Er will, aber wir müssen ihn aus der Zelle lassen. Darin geht er ein wie ein Fisch auf dem Trockenen.«

»Wieso?«

»Schau selbst.«

Abe stellte sich vor das Gitter, sah Trevayne und schüttelte den Kopf. »Verdammt, was ist das?«

»Ihm fehlt das Mondlicht.«

»Und was macht er am Tag?«

»Vielleicht versteckt er sich.«

»Möglich.«

Ein Summen ertönte. Douglas zog seine Waffe. Ich betrat die Zelle und ließ die Handschellen kreisen.

Es störte den Killer nicht. Er war so froh, endlich diese engen vier Wände verlassen zu können.

Ich konnte ihn führen wie einen Hund, denn ich hatte die Finger meiner rechten Hand um die Kette geschlossen, die beiden Rundungen miteinander verband.

Abe Douglas wartete draußen und schüttelte den Kopf, als ich mit Trevayne vor ihm stehen blieb.

»Bist verdammt alt geworden, Killer!«, sagte er sarkastisch und meinte es wörtlich.

Der Mann schaute nicht auf. Er setzte mir auch keinen Widerstand entgegen, hatte nur Mühe, sich auf den Beinen zu halten, weil die Schwäche immer weiter fortschritt.

Douglas ging hinter uns. Er hatte seine Waffe weggesteckt. So wie der Mann aussah, dachte er an keinen Widerstand.

Ich hörte Trevaynes Frage. »Sinclair, wie ist das mit dem Mond? Scheint er wirklich noch?«

»Ja.«

»Dann geh schneller.«

»Wenn du mitkommst.«

Der Killer gab keine Antwort. Dafür lachte Douglas auf. Trevayne sah aus wie jemand, mit dem man eigentlich Mitleid hätte haben können, aber das wäre verfehlt gewesen. Eine Gestalt wie er verdiente kein Mitleid. Dafür hatte er zu viele Menschenleben auf dem Gewissen.

Der Wächter schaute uns groß an, als wir an ihm vorbeischritten. Er konnte nicht begreifen, wie sich jemand so schnell vom Aussehen her ändern konnte.

Ich blieb neben der Fahrstuhltür stehen und wandte mich an Douglas. »Wo fahren wir hin?«

»Erst mal nach oben in die Halle. Wir können von ihr aus ins Freie gelangen.«

»Nicht nach vorn, bitte.«

»Hältst du mich für wahnsinnig? In den Hof.«

»Okay.«
»Und da wirst du reden!«, fuhr der G-man unseren Gefangenen an. »Da wirst du uns alles sagen, was wir wissen wollen, sonst kannst du nicht mehr überleben.«
»Lass ihn jetzt!«, sagte ich und schob den Stolpernden in die Liftkabine.
Dort lehnte sich Trevayne gegen die Wand. Am Licht lag es nicht, dass sein Gesicht aussah wie das eines Greises. Ein Muster aus Falten und Kerben durchzog die Maut wie eine Landkarte. Seine Arme zitterten, obwohl die Handschellen seine Gelenke umschlossen. Die Augen hatten den klaren, harten Blick verloren. Sie sahen feucht aus und wirkten so, als würden sie jeden Moment auslaufen.
Trevayne sprach kein Wort, aber er war unruhig und bewegte seine Beine auf und nieder.
Das Ziel war schnell erreicht. Ich musste ihn aus der Kabine ziehen, hinein in die große Halle des Polizeigebäudes. Hier hatte die City Police ihren Bau und wir befanden uns in Manhattan Downtown, nicht weit von Chinatown und der Bowery entfernt, aber ebenso nahe zu den großen Vergnügungsvierteln und Greenwich Village.
Die Klimaanlage arbeitete auf Hochtouren. Ruhig war es hier auch nicht. Es wurde nur stiller, als wir uns auf die Rückseite zu bewegten, wo es Türen gab, die uns den Weg zum Hof öffneten.
»Da scheint der Mond direkt hinein«, berichtete Abe Douglas und ließ uns vorgehen.
Der Begriff Hof stimmte nicht ganz. Wir befanden uns in einem ziemlich großen Geviert, von dem aus die zahlreichen Patrol Cars zu ihren Einsatzorten starteten.
Das Wimmern der Sirenen erfüllte die Umgebung ebenso wie das Kreischen der Reifen, wenn die Fahrer zu schnell starteten.
Wir verdrückten uns in eine günstig liegende Ecke, wo der Mond tatsächlich hineinschien.
Ich ließ Trevayne los.
Da er nicht damit gerechnet hatte, verlor er das Gleichgewicht und kippte nach vorn. Er prallte auf die Knie, blieb in der Haltung und sah sich von Abe und mir eingerahmt.
»Ich habe mein Versprechen gehalten, Trevayne. Jetzt will ich von dir etwas hören. Und zwar alles.«
Er gab vorerst keine Antwort, hielt seinen Kopf gesenkt und keuchte gegen den grauen Belag des Bodens.
Abe Douglas war ungeduldiger als ich. »Hast du nicht gehört, Killer, was mein Freund sagte? Er will etwas von dir hören und ich ebenfalls. Wenn du dein Maul nicht aufmachst, ziehe ich dich an den Ohren hoch, bis du hinüber nach Brooklyn schauen kannst.«
»Ja, verdammt, ich weiß.«

»Dann richte dich danach.«

»Lasst mich noch etwas in Ruhe.«

Er stemmte sich wieder auf die Füße und legte den Kopf so, dass er den Himmel und damit auch den Mond sehen konnte, der allmählich schwächer geworden war, denn im Osten graute bereits der Tag.

Das Licht reichte tatsächlich noch aus, um ihm die nötige Kraft zu geben. Wir konnten dabei zuschauen, wie er sich regenerierte. Um keine Unklarheiten aufkommen zu lassen, hatte ich meine Beretta gezogen. Ein gewisses Risiko bestand noch immer, denn das bleiche Mondlicht konnte auch für eine Verwandlung sorgen.

Er heulte nicht, plusterte sich nur auf und spürte dann den harten Druck der Mündung an seinem Hinterkopf. »Wir wollen etwas von dir wissen, Trevayne.«

»Gut - was?«

»Wo steckt Morgana und wo hat sie Nadine Berger hingeschafft? Das sollst du uns sagen.«

»Sie ist weg, nicht mehr an Land…«

»Mit einem Schiff?«

»Ja.«

»Wohin denn?«

»In die Bay. In die Jamaica Bay sind sie gefahren. Dort hat sie ihr Versteck.«

»Da gibt es ziemlich viele Inseln, John!«, meldete sich der G-man. »Die kenne nicht einmal ich alle.«

»Sind die Inseln bewohnt?«

»Bestimmt.«

»Wirklich alle, Abe?«

»Nun ja, die Hand würde ich dafür nicht ins Feuer legen. Aber so einsam wie im Pazifik ist es hier nicht.«

»Trotzdem hat sie dort ihr Versteck.« Ich fragte wieder den Killer. »Hat die Insel einen Namen?«

»Weiß nicht.«

»Verdammt, du musst doch wissen, ob sie einen Namen hat! In dieser Gegend existieren keine namenlosen Flecken!«, schrie Abe Douglas den Killer an.

Der bewegte sich sehr schnell und für uns beide völlig überraschend. Obwohl die Berettamündung noch seinen Kopf berührte, drehte er ihn kurzerhand weg und fuhr herum.

Er rammte mir den Ellbogen in den Magen und schlug mit der anderen Hand Abe Douglas zur Seite.

Dass er innerhalb kurzer Zeit diese Kraft zurückgewonnen hatte, wollte uns nicht in den Kopf.

Leider bewies er das Gegenteil. Mit langen Sätzen rannte er quer über den Hof, und zwar dorthin, wo sich die breite Ausfahrt befand. Wenn

er sie erreicht hatte, konnte er leicht verschwinden.

Gleichzeitig mit ihm waren zwei Streifenwagen gestartet. Sie rollten schräg auf ihn zu und ihre Scheinwerferteppiche erwischten den Flüchtenden zuerst.

Er stand im vollen Licht, eine beinahe perfekte Zielscheibe.

Entkommen durfte er uns nicht. Wenn das passierte, gerieten Unschuldige in große Gefahr.

Deshalb schossen wir beide.

Abe lag am Boden, hatte den rechten Arm vorgeschoben und stützte seine Schusshand ab, während es vor der Mündung kurz aufblitzte.

Ich feuerte im Knien.

Welche Kugeln aus welcher Waffe ihn erwischt hatten, konnten wir beide nicht sagen.

Aber wir sahen, wie er taumelte, nach rechts schwenkte, sich herumwarf, hörten das Kreischen der Reifen, als die beiden Patrol Cars bremsten, und sahen dann, wie der Killer auf die Kühlerschnauze eines Wagens zulief, sie erreichte, sich dort abstützte und einen Moment später, als die Wagentüren aufflogen, nach vorn fiel und über dem Blech liegen blieb, ohne sich zu rühren.

Sekunden später waren wir bei ihm, noch vor den anderen Kollegen, die von den Schüssen aufgeschreckt worden waren.

Abe Douglas zerrte den Killer mit beiden Händen von der Haube. Auf dem Boden drehte er ihn auf den Rücken.

Wir starrten den Toten an.

»Verdammt, das ist ja Trevayne!«, flüsterte einer der Cops und schüttelte sich. »Der Killer Trevayne.«

»Das war er!«, sagte Abe. »Ihr könnt ihn wegschaffen, Freunde. Der wird keinen Kollegen mehr umbringen.«

Ich war zur Seite gegangen. Ohne es bewusst zu merken, hatte ich mir eine Zigarette zwischen die Lippen geklemmt und sie angezündet. Ich atmete den Rauch ein, obwohl mir das Zeug nicht schmeckte, und fühlte mich so verdammt mies. Er hatte bis zu einem bestimmten Grad sein Wort gehalten. Wir wussten jetzt, dass sich Morgana Layton und Nadine Berger auf einer Insel in der Jamaica Bay befanden, aber das war auch alles.

Trotz modernster Fahndungsmethoden würde es seine Zeit dauern, bis die Inseln abgesucht worden waren. Und dann konnte es für Nadine Berger zu spät sein.

Abe Douglas kam zu mir. Er sah mir an, welche Gedanken in mir tobten. »Eine kleine Spur haben wir ja, John. Wir müssen nur handeln.«

»Wie viel Zeit bleibt uns denn?«

»Wenig, fürchte ich«, erwiderte er mit traurig klingender Stimme.

»Das meine ich auch.«

»Trotzdem, wir…«

Er sprach nicht weiter, weil wir das Geräusch von schnellen Schritten hörten. Ein noch ziemlich junger Cop lief auf uns zu und rief unsere Namen.

»Ja, hier sind wir.«

Heftig atmend blieb der Kollege vor Douglas stehen. »Sir, Sie - Sie möchten kommen.«

»Wohin denn?«

»In die Halle. Es ist etwas für Sie beide abgegeben worden.«

»Und was?«

»Ich weiß es nicht genau. Eine Nachricht, glaube ich.«

Wir waren sehr schnell in der Halle, wo uns ein Briefumschlag übergeben wurde.

»Wer brachte ihn?«, fragte Abe.

»Ein Junge übergab ihn mir auf der Straße. Bevor ich den Kleinen festhalten konnte, war er verschwunden. Schnell wie ein Wiesel.«

»Schon gut - danke«, sagte Abe und schaute zu, wie ich den Umschlag öffnete.

Dass meine Hände dabei zitterten, konnte ich kaum vermeiden. Ich hatte mit einer Nachricht gerechnet und war um so überraschter, als ich ein Foto aus dem Umschlag hervorzog.

Es war mit einer Sofortbild-Kamera geschossen worden, ziemlich scharf und gut zu erkennen.

Ich schaute hin - und bekam weiche Knie, während mein Gesicht gleichzeitig blutleer wurde.

»Was ist denn?«, fragte Abe Douglas, der zwar nicht das Foto, aber meine Reaktion gesehen hatte.

»Schau selbst!«, flüsterte ich.

Er nahm es entgegen und krampfte seine freie Hand dermaßen hart zur Faust zusammen, als wollte er sich die Fingernägel wie Messerspitzen in den Ballen stoßen…

***

Es war ein schlimmes, ein fürchterliches Bild, in dessen Mittelpunkt Nadine Berger stand.

Hatte Trevayne nicht von einer Insel gesprochen? In diesem Punkt jedenfalls hatte er nicht gelogen, denn Nadine lag auf einer Insel. Im Prinzip verdiente sie den Namen nicht, denn sie bestand praktisch aus einem flachen Felsen, plattenförmig geformt, der aus dem Wasser ragte und von unter ihm liegenden Felsblöcken gestützt wurde.

An einem Ende der Felsplatte ragte ein Baumstumpf hoch, den der Ring einer Kette umschloss. Das andere Ende der Kette - ebenfalls ein Ring, nur kleiner - umklammerte Nadines rechtes Handgelenk.

Wie tot lag die junge Frau auf der Felsplatte. In ihrem weißen Kleid

hob sie sich deutlich von dem dunklen Untergrund ab.
Und über sie gebeugt, dabei ein Bein vor und das andere hinter den Körper gestellt, stand ein mächtiger Werwolf, der in die Kamera glotzte und sein mörderisches Gebiss präsentierte.
War er Nadines Killer?
Keiner von uns wusste es. Wir wussten auch nicht, ob sie zu diesem Zeitpunkt noch lebte. Jedenfalls zeichnete sich noch im Hintergrund des Bildes eine Hochhaus-Silhouette ab, über der der fahle Mond wie ein Glotzauge stand.
Ich konnte nicht mehr hinsehen, ging zur Wand und kühlte am Stein meine Stirn.
Wie lange ich in dieser Haltung ausgeharrt hatte, wusste ich selbst nicht zu sagen. Jedenfalls schreckte ich zusammen, als mir Abe Douglas eine Hand auf die Schulter legte.
»Wir sollten nicht aufgeben, John.«
»Ich weiß, Abe.«
»Und wir werden Nadine finden. Ich nehme das Bild und gebe es unseren Spezialisten. Die bekommen genau heraus, wo es geschossen wurde, darauf kannst du dich verlassen.«
»Okay, tu das.«
Ich hörte, wie Abe wegrannte. Allein blieb ich zurück, verließ das Gebäude und blieb auf der breiten Treppe stehen.
Im Osten ging die Sonne auf. Dort glühte der Himmel über New York bereits in seinem dichten Rot.
Der Verkehr kam allmählich auf Touren. Sehr bald schon würde die Stadt wieder in der Hitze überkochen.
Wir finden sie, hatte Abe Douglas gesagt. Damit mochte er Recht haben.
Ich allerdings fragte mich, wie wir Nadine finden würden. Ob tot, lebendig oder als echten Werwolf.
Diese drei Alternativen blieben. An die mittlere wagte ich kaum zu denken, obwohl ich nichts mehr wünschte…

***ENDE des ersten Teils***